Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechsundzwanzigster Jahrgang

Nr. 5 | **Marburg i. H., den 1. Februar** | **1912**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Das ganze Herz — Erbsünde und Erbschuld — Sebastian Franck. Drittes Stück — Nach den Wahlen — Tropensonne — Das Testament Friedrichs des Großen — Für Luther: Luther und Karlstadt (Müller); Luther und das landesherrliche Kirchenregiment (Holl); Luthers liturgische Reformen (Drews); Martin Luther (Harnack) — Verschiedenes: Die 15. Christliche Studentenkonferenz in Aarau; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Das ganze Herz

Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz. Matth. 9, 21.

Nichts Schlimmeres gibt es für einen handelnden Menschen als Unentschiedenheit und Geteiltheit, als jenes halbe Wollen, das den Zweck wohl möchte, aber sich nicht zu den nötigen Mitteln entschließen kann, das zum Ziele einen Anlauf nimmt und dann doch im Laufe wieder stockt. Dieses halbe und gebrochene Wollen, das gar kein Wollen, sondern nur ein Mögen und Wünschen ist, kann nichts Großes und Tüchtiges erreichen, es ist vielmehr die Quelle unendlich vieler Mißerfolge und Niederlagen, ist oft verhängnisvoller als ein verkehrtes, aber kraftvolles Handeln.

Das ist eine Erfahrung des täglichen Lebens, die wir immer wieder machen, mögen wir den Turner auf seinem Uebungsplatz oder den Staatsmann bei seiner politischen Arbeit beobachten.

Indessen hier kann es Ausnahmen geben, hier kann ein günstiger Zufall ein Unglück verhüten oder einen Erfolg bescheren. Das Getriebe unseres irdischen Lebens ist ja wechselnd und launisch. Aber ein Gebiet gibt es, da gilt jene Regel ohne Ausnahme, da rächt sich feige, mattherzige Halbheit immer, da bringt nur ganzes, rückhaltloses Wollen und Wagen den Sieg und den Frieden: das ist unser inneres Leben.

Es gibt, im Grunde genommen, nur zwei Weisen der Lebensführung, die in sich klar und folgerichtig sind: entweder der Mensch geht seinen Trieben und Neigungen nach, er macht die Lust, die rohe der Sinne oder die verfeinerte künstlerischer Bildung, zu seinem Lebensinhalt und hält sich alles fern, was ihn in seinem Genießen stört. Ob ein solches Leben möglich ist, ob es auf die Dauer erträglich ist! Wenn nicht, dann gibt es nur noch eine andere Lebensführung: der Mensch lebt seiner Pflicht, ohne Rückhalt und ohne Bedingung, und überläßt der Macht, die über unserem Leben waltet, ob ihm daraus Lust und Freude erwachsen wird.

So möchten wir alle leben, zu diesem Grundsatz bekennen wir uns alle. Aber an der Ausführung fehlt es; da schielen wir doch vom strengen Ziele weg nach den Honigblüten am Wege und naschen von ihnen mit unsicherer Hand. So bleibt unser Herz geteilt, und die große heilige Freude des Opferns wird uns nicht beschieden, weil wir kein freies, reines Opfer bringen, weil wir nicht unser ganzes Herz hingeben.

Und doch ist es dies, was Jesus von uns erwartet; dies ist der Quell seiner Kraft und seines inneren Friedens gewesen. Was sein himmlischer Vater ihm hier und da an unschuldiger irdischer Freude schenkte, hat er mit Dank genossen. Aber sein Herz hat er nicht daran gehängt, sein Herz gehörte seiner Aufgabe, es gehörte Gott und Gottes Willen, zum Leben und zum Sterben. „Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz." Jesu ganzes Herz hing an Gott, sein Wille und sein Reich war seiner Seele einziger Schatz. In ihm lebte und webte er, kein Glück gab es ihm außer Gott, und jede irdische Gabe hatte nur deshalb und soweit Wert, als sie Gottes Geschenk war. So konnte ihm nichts, auch das Leben selber nicht, wertvoll sein, wenn er es ohne Gott, gegen seinen Willen, genießen sollte. So konnte ihm aber auch der Schatz seines Lebens nie geraubt werden, er lag in Gottes ewigen Händen.

„Wo euer Schatz ist, da ist euer Herz." Wenn wirklich Gott unser Schatz ist, wie wir immer wieder sagen, dann muß auch unser ganzes Herz ihm gehören, und unser Leben muß ein Bekenntnis zu diesem höchsten Schatz unseres Herzens sein. Gott helfe uns zu diesem rechten, einzig echten christlichen Bekenntnis!

H Sch

Erbsünde und Erbschuld

Vortrag auf einem religiösen Diskussionsabend in Berlin

1

In seinem merkwürdigen Buche: „Die wahre Weihe des Zweiflers" behauptet Tholuck, das dritte Kapitel der Genesis und das siebente des Römerbriefes seien „die zween Pfeiler, auf denen des lebendigen Christentums Gebäude ruht", es seien „die zwei engen Pforten, durch die der Mensch zum Leben eingeht" nach Augustins Worte: Descendite ut ascendatis!*) Der eine der beiden ist zugleich der Pfeiler, auf dem die Lehre von der Erbsünde ruht; denn der im dritten Kapitel der Genesis erzählte Sündenfall des Adam bildet ihren Ausgangspunkt.

Vor dem Sündenfalle, so sagt diese Lehre, waren die Ureltern im Zustande der ursprünglichen Vollkommenheit. Die katholischen Dogmatiker unterscheiden 1. Mos. 1, 26 zwischen Eikon und Homoiosis, Abbild und Aehnlichkeit Gottes, und wollen dem Adam nur das Gottesebenbild, aber nicht die freie Ausbildung zur Gottähnlichkeit zuschreiben; sie trennen die natürlichen Anlagen von dem donum supernaturale, der übernatürlichen Gabe, die zu ihnen im Urstande noch hinzukommt. Darüber hinausgehend behauptete die orthodoxe protestantische Dogmatik: Adam besaß die iustitia originalis, die ursprüngliche Gerechtigkeit, d. h. eine Uebereinstimmung seines Intellekts mit der göttlichen Weisheit, seines Willens mit der Heiligkeit, seines sinnlichen Wesens mit der Reinheit Gottes. Es wurden ihm als besondere Zeichen der Gottebenbildlichkeit noch beigelegt: Leidenslosigkeit und Unsterblichkeit des Leibes sowie Herrschaft über die Natur. Mochte auch Luther Wert darauf legen, die Selbstbestimmung Adams dadurch auszudrücken, daß er ihm die innocentia puerilis, aber nicht die innocentia virilis, die Kindesunschuld, aber nicht die Unschuld des Mannes zuschrieb, so achtete die Dogmatik wenig darauf; denn je höher Adams ursprüngliche Vollkommenheit geschildert wurde, desto furchtbarer war der Absturz durch den Sündenfall.

*) Steigt hinab, damit ihr emporsteiget. Confessiones 4, 13.

Da kam der Fall, die Sünde griff ein in das Leben des Menschen, Eva verstand die Sprache der Schlange gemäß ihrer miterschaffenen Weisheit, Adam übertrat das göttliche Gebot. Scheinbar leicht war der Fall, und doch vereinigten sich in ihm Unglaube des Weibes, Schwäche des Mannes, Hochmut und Selbstliebe der Beiden, die ein Gottgleichsein erreichen wollten, mit zügelloser Begierde nach der verbotenen Frucht. Da fiel nach katholischer Lehre von Adam das übernatürliche Geschenk ab, während die natürlichen Anlagen blieben. Nach protestantisch-orthodoxer Lehre aber waren die Folgen des Falles doppelt: negativ der Verlust des göttlichen Ebenbildes, wodurch der Mensch für geistliche Dinge unfähig ward, positiv aber die Begierde, welche den Menschen zu allem Bösen treibt.

Das war der Zustand, den von Adam alle Menschen erbten. Denn durch die natürliche Zeugung wurde sowohl die Seele wie die Sünde fortgepflanzt. Und von nun an stehen alle Geschlechter der Menschen unter dem Zwange der Vererbung der Sünde von Glied zu Glied und der Anrechnung der Sünde Adams als persönlicher Schuld jedes einzelnen Menschen.

Hier haben wir die Lehre von der Erbsünde und Erbschuld. Die Erbsünde gilt als gänzliche und habituelle, d. h. regelmäßige Verderbnis der menschlichen Natur; die Erbsünde allein ohne andere eigene Verschuldung des Einzelnen führt als Erbschuld die Verdammnis herbei.

Wünscht man einen populären Ausdruck dieser Lehre, so bieten sich als unübertrefflich in Klarheit und Schärfe die Sätze des Heidelberger Katechismus aus seinem ersten Teile: „Von des Menschen Elend." Hier heißt es, nachdem das Liebesgebot Christi vorangestellt ist:

Frage 5. Kannst du dies alles vollkommen halten? — Nein, denn ich bin von Natur geneigt, Gott und meinen Nächsten zu hassen.

Frage 7. Woher kommt denn solche verderbte Art des Menschen? — Aus dem Fall und Ungehorsam unserer ersten Eltern Adam und Eva, im Paradiese; da unsre Natur also vergiftet worden, daß wir alle in Sünden empfangen und geboren werden.

Frage 8. Sind wir aber dermaßen verderbt, daß wir ganz und gar untüchtig sind zum Guten und zu allem Bösen geneigt? — Ja, es sei denn, daß wir durch den Geist Gottes wiedergeboren werden.

Frage 10. Will Gott solchen Ungehorsam und Abfall ungestraft hingehen lassen? — Mit nichten. Sondern Er zürnt schrecklich, sowohl über unsere angeborenen, als auch über unsere wirklichen Sünden, und will sie aus gerechtem Urteil, zeitlich und ewig strafen usw.

Vergeblich sucht man in Luthers Kleinem Katechismus nach solcher eingehenden Darstellung dieses Dogmas. Aber auch im Großen Katechismus braucht Luther wohl hin und wieder, besonders im zweiten Artikel und im vierten Hauptstück, das Wort vom alten Adam, gibt aber auch hier keine Darlegung von Erbsünde und Erbschuld.

Uralt ist das Lehrstück, natürlich nicht in seiner letzten Ausgestaltung, sondern nach den auf diese konsequente Darstellung drängenden Gedanken. Es ist ohne Weiteres klar, daß sich unsere christliche Lehre zunächst auf den Apostel Paulus als auf ihren Kronzeugen berufen kann. Jene grandiose Stelle im fünften Kapitel des Römerbriefes, wo er zwei Reihen der Menschheit sieht, die eine alte, die von dem Falle Adams Sünde und Tod hernahm, und die andere, die von dem Einzigen, von Christo, Rechtfertigung und Leben empfängt, ist der starke Baugrund für die Lehre von der Erbsünde. Jedoch steht Paulus hierin nicht allein. Wenn wir die häufig angeführten alttestamentlichen Stellen Genesis 8, 21: „Das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf"; Psalm 51, 7: „Siehe, in Schuld bin ich geboren, und in Sünde hat mich meine Mutter empfangen" und Psalm 14, 3 „Da ist Keiner, der Gutes tue" (vergl. Hiob 4, 17) zunächst als weniger beweiskräftig bei Seite lassen, so lehren uns die jüdischen Apokalyptiker, besonders die um 100 n. Chr. geschriebenen Apokalypsen des Esra und des Baruch, wie stark man beim Nachdenken in der jüdischen Theologie über die Sünde auf den ersten Fall Adams hinwies. So sagt Esra 7, 108: „O Adam, was hast du getan! Als du sündigtest, wurde der Fall (d. h. der Tod) nicht deiner allein, sondern auch unser, die wir von dir herkommen." Baruch aber ruft 48, 42: „O Adam, was hast du getan Allen, die von dir herstammen! Und was soll man von Eva sagen, der Ersten, die der Schlange folgte! Daß diese ganze Menge ins Verderben ging und zahllos die sind, die das Feuer frißt." Wenn auch beide Schriftsteller daneben Aussprüche bieten, welche die Verantwortlichkeit der Nachkommen Adams betonen, so liegen doch hier ganz klar die Gedanken von der seit Adam tatsächlichen Verderbtheit der menschlichen Natur zu Grunde. Die später ausgebildete rabbinische Lehre vom Triebe des Bösen und vom Triebe des Guten, die in allen Menschen enthalten seien, hat schon auf jene beiden Schriftsteller eingewirkt.

Die Anschauungen des Apostels Paulus decken sich in dieser Hinsicht mit denen seiner jüdischen Zeitgenossen; seine Zurückbeziehung der Menschheitssünde auf Adam wurzelt im Judentum. Dies aber hat seinerseits die Antriebe zur Sündenlehre nicht aus der altisraelitischen Religion, sondern anderswoher erhalten: aus einer streng dualistischen Religionslehre. Der Gedanke, dessen Anfänge Jeremia 31, 29 f. bekämpft, wenn er lehrt: „Zur selbigen Zeit wird man nicht mehr sagen: »Die Väter haben Herlinge gegessen und der Kinder Zähne sind stumpf geworden«; sondern ein Jeglicher wird um seiner Missetat willen sterben; und welcher Mensch Herlinge isset, dem sollen seine Zähne stumpf werden", dieser Gedanke wird herrschend in der Erbsündenlehre. Woher sie stammt, wird wahrscheinlich, wenn man an die Eindrücke denkt, die das Judentum im Exil bekommen hat. Zwar wird in der babylonischen Religion, soweit es bisher feststeht, nur von der sündigen Verderbtheit jedes einzelnen Menschen geredet, die sich schon in der Sintflut gezeigt habe, und es heißt ausdrücklich in einem Hymnus an Bel: „Dem Sünder lege seine Sünde auf!" Aber der Parsismus, die Religion des Avesta, scheint die Quelle jener Lehre zu sein. Hier haben wir das Reich der bösen Teufel mit Ahriman, dem bösen Geiste, an der Spitze; hier wird gelehrt, daß schon bei der Schöpfung der Einbruch des Bösen in die Welt des Guten stattfand und seitdem jeder Mensch durch das Prinzip des Bösen und seine Helfer, die Teufel, in Versuchung der Sünde und des Todes geführt werde.

Daß trotzdem sowohl hier wie in der altjüdischen Theologie, ja auch bei Paulus, von einer Vererbung im strengen Sinne nicht geredet wird, liegt an der damals herrschenden kreatianischen Ansicht über den Ursprung der einzelnen Seele. Sehr deutlich lehrt das Judentum, daß die Seelen allesamt von Gott bei der Weltschöpfung geschaffen und seitdem im Paradiese aufbewahrt worden sind. Soll nun ein Mensch geboren werden, so befiehlt Gott, mit dem Körper, der als befleckter Same bezeichnet wird, eine von ihm dazu bestimmte Seele zu vereinigen. (Weber, Jüdische Theologie S. 226.) Diese Vereinigung des befleckten Körpers und des vorzeitlich geschaffenen Geistes stellt den Menschen dar, der zur Welt kommt.

Zweimal hat meines Erachtens auf die Lehre von der Sünde der Parsismus besonders stark eingewirkt. Einmal auf das Judentum, das kreatianisch dachte; damals konnte eine strenge Erbsündenlehre noch nicht entstehen. Sodann durch das Mittelglied des Manichäismus, der persischen Ursprungs ist, auf Augustin, der zwölf Jahre lang Auditor, d. h. Laienmitglied der manichäischen Kirche war. Augustinus aber bevorzugte die seit dem dritten Jahrhundert, seit Tertullian, verbreitete traduzianische Seelenlehre, wonach nicht nur der Körper, sondern auch die Seele von den Eltern geerbt wird. Hier stoßen die beiden Entwicklungsreihen, die dualistische Sündenlehre und die Lehre von der Vererbung der Seele aufeinander: nun ist die Erbsündenlehre fertig.

Augustinus lehrt im Kampfe mit Pelagius ganz klar das, was später orthodox protestantische Lehre geworden ist: Leib und Seele sind durch die Erbsünde sündig geworden; alle Nachkommen Adams, auch wenn sie eigene Sünde noch nicht begangen haben, tragen dennoch die Erbsünde; ausgenommen Jesus allein, den übernatürlich Erzeugten. Daher gehen die ungetauft sterbenden Kinder um der Erbsünde willen verloren. Erbsünde ist zugleich Erbschuld. Die dualistische Lehre von dem Kampfe der beiden Reiche, des Guten und des Bösen, hat hier trotz Augustins heißem Bemühen, die Allgewalt der göttlichen Gnade, also einen religiösen Monismus durchzusetzen, in der Beurteilung des Menschen gesiegt.

2

Diese uralte Lehre von der Vererbung ist nun merkwürdigerweise eine zugleich ganz moderne. Es mag befremden, mit Augustinus in einem Atem Darwin und Haeckel nennen zu hören. Und doch ist die naturwissenschaftliche Schwester der Erbsündenlehre die Lehre von der Vererbung der geistigen Eigenschaften. Alle Gerichtsverhandlungen der Gegenwart legen Zeugnis ab von der Verbreitung dieser Lehre. Bei jedem Verbrecher wird jetzt gefragt: Wie waren die Eltern? Liegt etwa nachweisbar in der Familie ein bestimmter Hang zu Laster und Verbrechen vor? Ist der Vater ein Trinker gewesen, und welche Eigenschaften hatte die Mutter? — Es mag wohl vorkommen, daß Uebertreibungen auf diesem Gebiete begangen und von den Aerzten und Naturforschern gerügt werden; aber unzweifelhaft ist es, daß die Vererbungslehre heute die weiteste Anerkennung findet. Freilich betonen die materialistisch gesinnten Naturforscher, wenn sie der Grenzen ihres Wissens eingedenk bleiben, vor allem die körperliche Vererbung. Schädelform und Augenfärbung, Lungenstärke und Anlage zu Rheumatismus, kurz alle körperlichen Eigenschaften sind das nächste Forschungsziel; aber darüber hinaus durch das Gebiet der Geisteskrankheiten hindurch, wird auf das ernsteste von Vererbung geistiger Eigenschaften geredet.

Nun bestehen allerdings grundlegende Unterschiede zwischen der theologischen Erbsündenlehre und der naturwissenschaftlichen Lehre von der Vererbung geistiger Eigenschaften. Nämlich erstens darin, daß der Naturforscher von Sünde überhaupt nicht redet, sondern nur von Eigenschaften, ohne sie sittlich einzuschätzen, von Stärken, Schwächen und normalen Veranlagungen. Zweitens besteht der Unterschied darin, daß die heutige Naturforschung die Vererbungslehre weit über den ersten Vertreter der Menschheit ausdehnt, und wenn möglich, eine ununterbrochene Linie von der niedersten Pflanze durch das Tierreich bis zum höchstentwickelten Menschen zu ziehen sucht. Lombroso z. B. macht in seinem berühmten Buche „Der Verbrecher" den Versuch, geistige Eigenschaften, die wir als rein menschlich ansehen, Reue, Rachsucht, Liebe, Neigung für narkotische Genußmittel bei Tieren, nämlich bei Pferden, Elefanten, Affen usw. nachzuweisen.

Der für uns wichtigste Satz der naturwissenschaftlichen Vererbungslehre ist nun der, daß das neu entstehende Individuum von beiden Eltern gleichmäßig beeinflußt wird und die charakteristischen Eigenschaften sowohl des Vaters wie der Mutter in sich vereinigt. Da nun auch wieder die Eltern die charakteristischen Eigenschaften der Großeltern in sich vereinigen, und so fort nach oben, so ergibt sich eine unendliche Reihe mit beständiger Vererbung. Verändert wird die erbliche Anlage innerhalb des Stammbaumes der Familie erstlich durch die Zuführung neuer Elemente bei jeder neuen Vermählung, andererseits aber dadurch, daß die Individuen auch die von ihnen selber neu erworbenen körperlichen und geistigen, guten oder bösen Eigenschaften bis zu einem gewissen Grad vererben können. So wird die Entstehung neuer Arten und eigenartiger Individuen verständlich.

Die genaue Darstellung dieser naturwissenschaftlichen Untersuchungen muß ich Fachmännern überlassen. Uns genüge die Tatsache, daß die Lehre von der Vererbung hier in der neusten Zeit eine kräftige, auch Nichttheologen wahrscheinliche Unterstützung gefunden hat.

3

Nach dieser Darstellung der gegenwärtigen Sachlage kommen wir zu der wichtigen Frage: Welchen sittlich-religiösen Wert hat dieses Dogma für uns? Hierüber orientieren sich Christen am liebsten und ersten an ihrem Herrn und Meister.

Vergeblich suchen wir in Christi Munde diese Lehre. Zwar hat man Stellen wie Matth. 7, 11: „So denn ihr, die ihr arg seid" oder Joh. 3, 6: „Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch" hierfür in Anspruch genommen, aber sicherlich ohne tiefen Grund. Jesu Auge sah nicht hinter dem einzelnen Sünder eine lange Schattenreihe von schuldbefleckten Ahnen, wie Orest in Goethes Iphigenie hinter sich selber. Jesus nimmt den einzelnen Menschen, wie er ist, und will aus der zum Bösen geneigten, an ihrer Sünde leidenden Menschenseele, eine neue, Gott ebenbildliche schaffen. Er redet zum einzelnen Menschen und stellt jeden Sünder unmittelbar dem Vater im Himmel Angesicht zu Angesicht gegenüber. Hier ist nicht die Rede von Gott, dem Richter, und der verderbten Welt, sondern von Gott, dem himmlischen Vater, und seinen armen, Trost bedürftigen Kindern. Die Religion Jesu kennt kein Dogma von Erbsünde und Erbschuld. Zwar muß jeder Einzelne sich unter Jesu klarem Blicke als sündig und schuldig vor Gott fühlen; aber nicht schuldig einer Menschheitssünde, sondern des eigenen Vergehens gegen die Weisungen des liebreichen Vaters im Himmel.

Durch Jesu Beispiel wird es uns deutlich, daß es jedenfalls ein Christentum ohne Erbsündenlehre gegeben hat und geben kann. Und daß ein solches Christentum trotzdem eine brauchbare Theologie haben kann, beweisen die alten griechischen Kirchenväter, die eine eigentliche Erbsündenlehre nicht besaßen.

Damit ist nun für Manchen das Urteil über dies Dogma prinzipiell schon gesprochen. Wer es gänzlich ablehnt, kann sich auf Christus berufen.

4

Immerhin wird man der Erbsündenlehre eine gewisse Großartigkeit der Anschauung und eine sehr wirkungsvolle Darstellung der Menschheitssünde nicht absprechen können. Sobald das Bedürfnis empfunden wird, die gesamte sündliche Menschheit als ein Ganzes zu betrachten, wird auch die Lehre von der Erbsünde als eine mögliche Fassung dieses Begriffes empfunden. Lehnt eine Individualbetrachtung diese Lehre ab, so kann die Kollektivbetrachtung sie geradezu fordern. Es ist gewiß nicht zufällig, daß die größten christlichen Denker, wie Paulus, Augustinus und Calvin diese Lehre ausgebildet haben. Sie glaubten durch Nichts besser das Schuldbewußtsein vertiefen, durch Nichts wirkungsvoller die Hoheit der göttlichen Majestät und die Herrlichkeit des Werkes Christi darstellen zu können als gerade durch das Dogma von Erbsünde und Erbschuld. Es liegt darin eine gewaltige Energie des Erlösungsstrebens. Selbst die Vielen geradezu unbegreifliche und fürchterliche Lehre, daß die ererbte Sünde zugleich als persönliche Schuld des Erben zu betrachten sei, hat nur diesen Zweck, das Sündenbewußtsein zu vertiefen. Diese logisch unmögliche, theologisch sehr gefährliche Lehre kann doch psychologisch unter Umständen als richtig empfunden werden. Der Einzelne kann sich als Glied einer Kette, als Erben einer Gesamtschuld betrachten, wie Goethe es uns an der Person des Orest zeigt. Auch heute noch kann unter Umständen der Einzelne, wenn er ein sehr zartes Gewissen hat, sich als Träger einer Familienschuld auffassen, wenn gleich er persönlich nichts dazu getan hat, diese Schuld selber aufleben zu lassen oder zu vergrößern.

Es *kann* so sein, sage ich, aber es *muß* nicht so sein. Denn diese Lehre kann auch anders wirken, nämlich als bedenkliche Gefährdung der Frömmigkeit und als Mittel, das Schuldgefühl zu unheilbarer Verzweiflung zu steigern. Die Erbsündenlehre kann auf dazu geneigten Gemütern lasten wie die Vorstellung von dem unentrinnbaren Schicksal und von dem Fluche der Götter, die wir in der griechischen und unserer klassischen Schicksalstragödie finden. Unter ihr kann der Gequälte zusammenbrechen, wie der Brudermörder in der Braut von Messina.

Dieselbe Lehre kann noch dazu, und das wird häufiger eintreten, zur Abstumpfung des Verantwortlichkeitsgefühles führen. Das hat bereits der Apokalyptiker Esra gefühlt, wenn er darauf hinweist, daß doch schon in Adam der böse Trieb vorhanden, daß schon der Stammvater das Gebilde Gottes war, also — das steht zwischen den Zeilen zu lesen — die eigentliche Verantwortung für die Sündhaftigkeit des menschlichen Geschlechts der Schöpfer trage. Eben dasselbe drückt sich in einem merkwürdigen Rabbinenworte aus: „Wehe dem Teig, über welchen der Bäcker selbst das Zeugnis ablegen muß, daß er böse ist" (Weber S. 229). Diese Gefahr ist von jeher von denen empfunden worden, die dieser Schwester der Prädestinationslehre gegenüber die sittliche Verantwortlichkeit des Einzelnen, die Wahlfreiheit betont haben.

Wir stehen also vor dem Dilemma: Sollen wir eine Lehre annehmen, die Christus nicht hatte und die eine Gefahr für die Frömmigkeit enthält? Oder aber eine Auffassung ablehnen, die

HOLBROOK LIBRARY PACIFIC SCHOOL OF R... [illegible]

andererseits wieder Wahrheitsmomente von solcher Größe darbietet und auch von der modernen Naturwissenschaft bis zu einem gewissen Grade unterstützt wird? Eine Lehre, die recht gefaßt, eine tiefe Warnung vor der Sünde und ihren Wirkungen auf die Nachkommenschaft für Eltern und Erzieher, ja für jeden Menschen enthält?

Wir können keins von beidem. Es gilt vielmehr, die Wahrheiten dieser Lehre festzuhalten, aber ihre Fehler zu vermeiden. Dies ist in dreifacher Hinsicht möglich:

1. Die unzweifelhaft richtige Lehre von der Vererbung von Eigenschaften muß in Bezug auf die Ethik in der Weise ausgestaltet werden, wie es Schleiermacher und Ritschl versucht haben, wenn sie von einer Gesamttat und Gesamtschuld oder von einem Reiche des Bösen redeten. Hierbei wird der Einzelne nicht nur als Einzelner, sondern auch als Teil einer Gesamtheit, als Glied in einer Kette angesehen und begriffen. Es braucht nunmehr aber auch nicht nur an eine Vererbung durch physische Zeugung innerhalb der gleichen Familie gedacht zu werden, sondern auch der Gedanke kommt zu seinem Rechte, daß eine geistige Uebertragung von Eigenschaften eines ganzen Volkes, einer ganzen Zeit, im Guten und im Bösen stattfinden kann, der sich der Einzelne weder aktiv noch passiv zu entziehen vermag.

2. Hiermit ist sogleich gegeben, daß man neben die Lehre von einer Erbschuld im Bösen auch die andere von einer Erbschuld im Guten zu stellen hat, da es nicht nur ein erbliches Böses, sondern auch ererbte Tugend, ererbte Fähigkeit zum Guten gibt. Diese Lehre von einer ererbten Gnade wird unter allen Umständen religiös wirksam sein, da sie beständig zur Demut und zur Dankbarkeit antreiben muß: „Was hast du, das du nicht empfangen hättest?“ 1. Kor. 4, 7. Mit solcher Ergänzung vermag dann auch die ernste Erbsündenlehre pädagogisch und religiös fruchtbar zu werden.

3. Endlich wird stets nach Zwinglis Vorbild festzuhalten sein, daß Erbsünde und Erbschuld nur als eine Art Krankheit, Belastung oder Schwächung zu betrachten sind. Das ist gerade im Interesse einer strengen Auffassung von Sünde und Schuld nötig, da diese stets als wissentliche und gewollte Uebertretung des sittlichen Gebotes angesehen werden müssen, erbliche Nötigung und eigene Willenstat jedoch zu einander in unweigerlichem Gegensatze stehen. Damit wird diese Lehre auch der naturwissenschaftlichen Betrachtung gerecht, die bei Vererbung von krankhaften Anlagen nur von einem locus minoris resistentiae spricht, von der Schwächung irgend eines bestimmten Teiles des Organismus, die noch nicht notwendig zur Erkrankung des damit belasteten Individuums führen muß.

Wenn diese drei Veränderungen vorgenommen werden, so gewinnt die Lehre von Erbsünde und Erbschuld eine Gestalt, in der sie auch dem nachdenkenden Menschen der Gegenwart nicht nur annehmbar, sondern sogar notwendig erscheinen kann. Trotzdem wird immer zu betonen sein, daß diese Lehre nach Luthers Vorgange nicht in die populäre Verkündigung des Evangeliums hineingehört. Es weht in ihr eine herbstliche Luft, die zu der sieghaften Frühlingsstimmung des Evangeliums nicht recht passen will.

Violet

Sebastian Franck

3

Nach diesen Darlegungen über das Verhältnis Sebastian Francks zur Reformation ist es nicht zu schwer, von der Bedeutung des Mannes für unsere Zeit ein gerechtes und unbefangenes Urteil zu gewinnen.

Wenn die in allen Tönen ihn preisende Einleitung zu den Paradoxa, die Walter Lehmann geschrieben hat, dazu dient, den lange verkannten und vergessenen Mann den Suchenden unserer Zeit zu empfehlen und ihnen zum Studium auch nur dieses geistesmächtigen Werks Mut und Freude zu erwecken, so ist es freudig zu begrüßen und man kann auch sein Schlußwort getrost unterschreiben:

> So steht Sebastian Franck, der einsame Weltweise und fromme Geschichtsschreiber, auf einer einsamen Geisteshöhe der beginnenden Neuzeit und grüßt uns in den Niederungen der Zeit Wandelnde und hilft uns die Wege auf die ersehnten Höhen der Religion finden.

Aber man muß darum noch lange nicht die darin vorliegende weitgehende Modernisierung seiner Gedanken und die polemische Zuspitzung seines Individualismus, die gegen alles Gemeindechristentum entschlossen Front macht, kurz alle die extremen Folgerungen und Schlüsse, die hier für die Beurteilung der kirchlichen Gestalt des Christentums und die Bestimmung des Wesens der christlichen Religion gezogen werden, als die einzig zutreffende Beschreibung der Bedeutung gelten lassen, die dieser prophetische Geist des Reformationszeitalters für uns hat. Man kann und muß vielmehr viele von diesen Lobeserhebungen ermäßigen und Manches, was hier als seine Stärke charakterisiert wird, eher als seine Schranke bezeichnen (besonders z. B., daß er für die gemeinschaftsbildende Macht des Christentums keinen Blick hatte). Aber es bleibt dann immer noch eine so bedeutende Summe von Geistesschätzen und keimkräftigen Gedanken übrig, die wir ihm verdanken, daß das Urteil Diltheys zu Recht bestehen darf: „In hundert Rinnsalen fließen die Ideen Francks der modernen Zeit entgegen.“

Wir müssen uns hier auf einige wenige Andeutungen beschränken. Erstens ziehen wir einige Linien, in denen wir die wichtigsten in unsere Zeit hineinwirkenden Gedankenzüge des Mannes verfolgen, und sodann machen wir uns an einzelnen Proben aus den Paradoxa klar, was und wie wir für das persönliche religiöse Bedürfnis von ihm lernen und aus ihm schöpfen können.

* *

Von vornherein ist gar nicht zu leugnen, daß gerade das, was Sebastian Franck die meiste Mühe machte und ihm die schwersten Kämpfe und Vorwürfe eintrug, der scharfe Widerspruch gegen und die freimütige Kritik an den Hauptprinzipien der Reformation (die herkömmlicher- aber auch anfechtbarerweise als Formal- und Materialprinzip bezeichnet werden), der Schriftautorität und der Rechtfertigungs- und Gnadenlehre, heutzutage als berechtigte und heilsame, ja unentbehrliche Korrektive verstanden und anerkannt werden. Wir sagen mit Absicht nicht mehr als: Korrektive und Gegengewichte. — Was erstlich die Bekämpfung der Gnadenpredigt betrifft, so wendet sie sich vielfach nicht gegen den reinen und ewig wahren, ursprünglichen Kern des Rechtfertigungsgedankens, sondern gegen die üble Wirkung und den Mißbrauch der evangelischen Predigt. Aber doch regte sich in diesen Protesten schon der Trieb, der von der paulinischen Gnadenpredigt weg- und hinlenkt zur Betonung der Jüngerschaft und Nachfolge Christi. Er will die Bergpredigt in ihre Rechte eingesetzt wissen gegenüber denen, die „die Schrift halbieren“ und über den Römer- und Galaterbrief lieber predigen als über sie (vgl. Hegler, S. 168). Aber wir wollen dabei nicht länger verweilen. Die Entwicklung des Protestantismus hat ganz von selbst die notwendige Ergänzung und Ueberbietung der durch die Frontstellung gegen den römischen Werkdienst bedingten und beschränkten Formulierungen der evangelischen Heilslehre gebracht. — Aber auch im zweiten Punkt, dem Protest gegen die äußerlich gefaßte Schriftautorität, hat die Entwicklung des Schriftprinzips, wie sie in der Geschichte des Protestantismus vorliegt, in der Hauptsache Franck Recht gegeben. Er ist auch darin der Prophet der kommenden Zeit. Er ist, wie Harnack in seiner Dogmengeschichte (III, 739) sagt, „in mehr als einer Hinsicht Bürger einer zukünftigen evangelischen Kirche, welche das katholische Gesetz des Buchstabens abwerfen wird.“

Eng verbunden mit dieser Betonung der Reinheit und Selbständigkeit der persönlichen Ueberzeugung und diesem Postulat einer höchsten inneren Autorität, welche nicht bequem in einem Buchstaben, Dogma oder Gesetz zu haben, sondern nur im Gehorsam gegen die Wirklichkeit, die Stimme des Gewissens und der Vernunft gesucht und in innerer Befreiung und Erleuchtung erlebt werden kann (vgl. Joh. 6, 45), ist fürs andere eine Tendenz bei Sebastian Franck, welche in überraschender Weise dem Protest gegen den Intellektualismus, von dem unsere Gegenwart voll ist, entgegenkommt. Wenn er dem Theologen-Gezänk seiner Zeit entgegentrat und es bitter beklagte, daß

sie mit ihren vielen Kommentaren den Sinn der Schrift mehr zudecken als eröffnen, oder daß sie einen Streit um Dinge führen, die das Interesse des Glaubens gar nicht berühren, so leitete ihn dabei gewiß nicht irgend ein Haß, ein „Ressentiment“ gegen die Zunft, die ihm das Leben sauer machte, — er konnte es ja mit Jedem aufnehmen. Aber auch nicht bloß (was die Sache schon besser trifft) der Gedanke an den einfachen Christenmenschen, der dadurch in eine ganz falsche, unevangelische Abhängigkeit von den „Schriftgelehrten“ versetzt werden konnte oder mußte. Sondern es ist in ihm dabei ein Trieb rege und eine Erkenntnis lebendig, welche ganz und gar der Wahrheit des Evangeliums entsprechen. In der Vorrede zum „Verbütschierten Buch“ weist er darauf hin, daß die Schrift für die Gottlosen ein mit sieben Siegeln versiegeltes Buch sei und seinen Sinn Christus nur denen öffnen könne, die mit dem Kreuz bezeichnet sind, d. h. die den Gekreuzigten im Leben bezeugen, mit Leiden, mit Aufrichtigkeit, Geistesarmut usw. Wenn man diesen Gedanken eine allgemeinere Wendung gibt, so ist ihm die wertvolle Erkenntnis aufgeleuchtet, daß der eigentliche Schlüssel für das Verständnis des göttlichen Worts nichts Anderes ist als die Erfahrung. (Vgl. Hegler a. a. O. S. 232 f.) Es ist ja diese Einsicht nicht sein Monopol. Hätte Luther selbst sie nicht in hervorragendem Maße gehabt, so hätte er gewiß die bekannte Jesaiasstelle (28, 19) nicht ebenso unrichtig wie herrlich so übersetzt: „allein die Anfechtung lehret aufs Wort merken“. Aber Franck hat diesen Gedanken in einer Weise betont, d. h. mit so klarer innerer Anschauung erfaßt und mit so kräftigen Farben zum Ausdruck gebracht, daß man fühlt: hier ist der Intellektualismus prinzipiell überwunden und die Erfahrung wie die Praxis der Gottseligkeit als der Schlüssel der geistlichen Erkenntnis und des Schriftverständnisses erkannt und gehandhabt. Ja, gehandhabt. Man fühlt es ihm an, daß er aus eigener Erfahrung redet, wenn er in der Vorrede zur „Geschichtsbibel“ unter Anderem schreibt:

> Wie der äußere Mensch nicht glaubt, denn das er gehört und gesehen hat, also glaubt auch der innere Mensch allein, was er nach seiner Art innerlich von Gott gelehrt, gehört, gesehen und erfahren hat . . . Darum ist die Erfahrung gleich ein Schlüssel der Schrift.

Uns sind das ja vertraute Klänge; aber daß wir in der Theologie von allem Ballast der Scholastik frei wären, können wir noch nicht sagen; daß des Haders und Zankes auch unter den Parteien weniger wäre, wenn dieser Grundsatz besser befolgt würde, läßt sich nicht leugnen; und daß speziell unsere Exegese erst allmählich sich aus dem Banne des Gelehrtenkrames losringt und in die freie Luft des Lebens und Erlebens sich hineinwagt, das wissen die zu schätzen, welche einst mit heißem Bemühen durch die dickleibigen Kommentare sich hindurcharbeiteten mit dem Gefühl: „Erquickung hast du nicht gewonnen, wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt.“ Liegt nicht hier auch der Ausgangspunkt für das Lebenswerk von Johannes Müller, dem unermüdlichen Kämpfer gegen den Intellektualismus, als er sein Buch über „das persönliche Christentum der paulinischen Gemeinden“ schrieb?

Nicht daß Sebastian Franck, wie dieser Protest gegen den Intellektualismus der Theologen nahelegen könnte, nur und ausschließlich ein Praktiker wäre. Nein, ein großes spekulatives Interesse, das ihn beseelt, bildet im Haushalt seines Geistes das organische Gegengewicht gegen diese praktische Tendenz. Er hat sich lebenslang mit dem Problem beschäftigt und recht eigentlich mit ihm gerungen, auf welches ein zugleich denkend interessierter und mystisch gerichteter Geist von selbst geführt wird: wie verhält sich Glaube und Geschichte, oder Idee und Zeitlichkeit, die ewige zeitlose Wahrheit und die zeitliche Entwicklung und Offenbarungsgeschichte zu einander? Und, das ist ein dritter Punkt, in welchem dieser Denker der neueren Zeit vorgearbeitet und ihrer religiösen Erkenntnis vorgegriffen hat. Stehen wir nicht mitten drin in dieser Spannung zwischen Historie und Idee, dem geschichtlichen Christus und dem Christusprinzip? Daß er diese Antinomie, seiner mystischen Grundanschauung und seinem — teilweise neuplatonischen — Gottesbegriff entsprechend so zu lösen versuchte, daß die Heilsgeschichte wesentlich nur symbolische Bedeutung gewann, ist für ihn verständlich und für uns nicht maßgebend, aber daß er dieses Problem so tief und gründlich, gewissenhaft und allseitig angefaßt hat, kennzeichnet ihn wieder, als Propheten und Vorkämpfer späterer Entwicklungen.

Ganz eng ist damit verbunden ein viertes hervorragendes Element in seinen Grundanschauungen: der weitherzige Universalismus seiner religiösen Stellung und die daraus sich ergebende entschlossene Toleranz, von der das 82. Paradoxon „Gott ist auch der Heiden Gott“ ein so schönes Bekenntnis ist. Daß Gott parteiisch sein könnte, ist für ihn ein ebenso unerträglicher Gedanke, als daß der Mensch sektiererisch, intolerant und fanatisch sein dürfte. Man darf sagen: in dieser Beziehung steht er — zugleich mit Brenz, der unter den Reformatoren am allerklarsten und schärfsten den unevangelischen Abweg der Zwangs- und Verfolgungsmaßregeln gegen die Täufer und Ketzer durchschaut und verurteilt hat — im Reformationszeitalter an erster Stelle. Und zwar nicht nur deswegen, weil er die tiefste Wurzel der wahren Toleranz, den evangelischen Begriff des Glaubens als persönlicher Ueberzeugung erkannt und aufgedeckt hat, wie er denn selbst in seiner Verantwortung an den Rat in Ulm betonte: „Der Glaube im Herzen soll frei unbenötigt und in keinen Eid eingebunden sein.“ Sondern er hat auch die praktische Folgerung für seine Zeit gezogen und die staatskirchlichen Gebilde, die sich eben unter den Händen der Reformatoren formten und die doch auch eine unorganische Verbindung von Religion und Gewalt schufen, kritisch beleuchtet und die daraus fließenden Gefahren für das evangelische Christentum durchschaut, unter denen wir bis auf den heutigen Tag leiden. Es sind nun wundersame, prophetische Worte, die er nach dieser Richtung hin in der Vorrede zu den Paradoxa ausspricht und in denen er seiner Sehnsucht nach der rein geistigen Gemeinschaft der wahren Kirche, der unsichtbaren, mit ihren Gliedern, die nur Gott bekannt sind, Ausdruck verleiht. Wenn auch die Konsequenz seiner Gedanken ihn dahin trieb, schließlich jede religiöse Gemeinschaft zu negieren — weil die religiöse Ueberzeugung wesentlich individuell ist —, so kann man doch nicht leugnen, daß diese extremen Folgerungen nur die Frucht eines Idealismus sind, der der Idee des Protestantismus unentwegt treu geblieben ist. Auch hierin ist er nur der Kierkegaard des sechzehnten Jahrhunderts, und die große Einsamkeit, in welche dieses so universalistisch und tolerant empfindende Gemüt versank, war nur das persönliche Opfer, mit dem er seinen Idealismus bezahlte. Wir können nicht umhin, das schöne Wort Diltheys (bei Hegler S. 274) zum Schlusse hier anzufügen:

> Auf dem dunkeln Hintergrund aller dieser Verfolgungen, Torturen und Hinrichtungen von Täufern und Spiritualisten, der offiziellen Lügen protestantischer und katholischer Kirchenhäuptlinge, der Enttäuschung über den Gang der Reformation erhebt sich der moralisch religiöse Pessimismus des Sebastian Franck: wie ein schwermütiges und doch tief beschauliches Antlitz, dessen Augen sich einzubohren scheinen in dies Meer von Gram und Unrecht. Dieser Mann ist einsamer noch als nachher Spinoza. Er fühlt sich innerlich losgelöst von allen Sekten, in welche die eine Wahrheit zerrissen ist, daher gehört er keiner gegenwärtigen und wartet keiner neuen, äußeren Kirche.

Schluß folgt — Johannes Herzog

Nach den Wahlen

Die Wahlen zum Reichstag sind genau so ausgefallen, wie mir ein ruhig beobachtender Freund vorausgesagt hatte. Wie sollten sie auch anders ausfallen?

Eine Reihe fester Wahlkreise besitzt der Agrar-Konservatismus, desgleichen die Sozialdemokratie, desgleichen das Zentrum. Dazu die Polen. Interessengemeinschaft und Abhängigkeit geben hier festen Kitt. Dazwischen steht der bürgerliche Liberalismus, seiner Natur nach individualistisch, zerstreut, hierhin und dahin gezogen, nur schwer zu geschlossenem Handeln zu zwingen. Es müssen schon die Stichwahlen kommen, ehe er sich in politische Zucht nimmt, und auch dann gelingts ihm nur unvollkommen.

Die meisten von unsern Lesern werden dieser mittleren Schicht angehören. Dann werden sie gerne bestätigen, wie

schwer es uns wird, Partei zu ergreifen. Sind wir nicht alle von Herzen beides, konservativ und liberal? Hängen an unsrer Kultur, unserm Staat und unsrer Geschichte mit tausend Fäden, und sind zugleich voller Ideen und Wünsche, wie es besser sein könnte und besser werden muß. Und vor lauter Empfindungen der Treue zum Alten, vor lauter sehnsüchtigen Forderungen an die Zukunft kommen wir nicht zur Tat.

Was liegt auch dran? Wie wenig hat doch unser Reichstag zu sagen! Initiative besitzt er so gut wie gar nicht. Er kann keine Gesetze machen, er kann keine Minister schaffen. Damit ist ihm die eigentliche Verantwortung für das Staatswesen vorenthalten. Sein Wert ist, daß die Stimmung des Volkes in ihm einen gesetzlichen Ausdruck findet. Und daß die Regierung also ihn fragen kann, ob dem Volke ein Gesetz recht sei; daß die Regierung nicht ganz ohne seine Zustimmung regieren kann. So bedeutet denn eine Reichstagswahl (zumal wenn der alte Reichstag um einer bestimmten Gesetzesvorlage willen aufgelöst wurde) eine Art Referendum.

Reichstag und Reichstagswahl sind darum nicht zu verachten. Daß das Volk so von Zeit zu Zeit befragt wird, werden muß, übt seinen Einfluß. Und das Wichtigste dabei ist, wie man sich immer wiederholen soll, daß der Reichsgedanke selbst auf diesem Wege jedesmal neu hinausgetragen wird in die letzten Winkel des Landes und immer wieder hineingehämmert wird in die indolentesten Köpfe.

Wie es nun im Wahlkampfe zugeht, darüber wird viel gejammert. Das klingt sehr moralisch. Man muß sich aber die ansehen, die so jammern. Sofern sie von all dem Unfug und Aergernis nur aus den Zeitungen wissen, sollen sie still sein. Dort herrscht die Sensation und die parteiische Anklage; man bekommt von dort her kein richtiges Bild. Das bekommt man nur durch Erfahrung. Und diese wiederum gewinnt man nicht, wenn man eben nur mal gastweise und des Treibens ungewohnt in eine Versammlung geht, sondern wenn man rechtschaffen mit arbeitet. Dann wird man auch traurige Erfahrungen genug machen, aber man wird den Humor und sogar eine sittliche Schätzung haben für Vieles, was den Zärtling anwidert. Ich bin von jeder politischen Betätigung, zu der es mich immer einen harten Entschluß kostet, mit einem doppelten Gewinn heimgekehrt: erstens mit dem guten Gewissen, meine staatsbürgerliche Pflicht getan zu haben, und zweitens mit einer Handvoll erfreulicher Erlebnisse.

Die schließliche Verteilung der Mandate an die Parteien ist bei der staatsrechtlichen Begrenztheit der Befugnisse unsers Reichstags von so großer Bedeutung nicht. Will die Regierung etwas Gutes, so braucht sie nur aufzulösen, und sie hat die Mehrheit des Volkes hinter sich. Aber auch ohne das wird ein geschickter und von Vertrauen getragener Staatsmann mit jedem Reichstage regieren können. Wenn Bülow wegen der Reichsfinanzreform gehen mußte, so war daran schuld, daß dieser Akt nicht sorgfältig und ernsthaft genug vorbereitet war. Hätte der Kanzler da nichts versäumt, so hätte er das Werk auf dem Grunde der Erbanfallsteuer zu stande gebracht. Man denke: schuldenfreie Vermögen von 20 000 Mark an aufwärts sollten auch dann, wenn sie vom Vater auf den Sohn übergingen, versteuert werden. Wie hoch? Mit $^1/_2$ Prozent die 20 000 Mark; aufsteigend bis zu 3 Prozent bei einer Million. Zahlung war möglich (für ländlichen Grundbesitz) in zwanzigjährigen Raten, so daß der glückliche Erbe von 20 000 Mark (ohne Schulden) zwanzig Jahre lang je 5 Mark zu entrichten hatte. Und das wäre nicht ein guter Anfang gewesen zu gerechter Vermögensbesteuerung, auch für die Bewilligung indirekter Steuern ein gutes Gewissen schaffend? Und für diese Grundlage einer Finanzreform wäre der Reichstag nicht zu haben gewesen, wenn die Regierung sie ernsthaft gewollt und richtig vorbereitet hätte? — Daß nun diesmal der Hauptstreit um diese Steuersache sich drehte, hat doch eine lichte Seite gezeigt. Man bekannte sich allerseits dazu, daß man durchaus bereit sei, die nötigen Steuern zu bewilligen; es handle sich nur um die gerechte Verteilung. Dies ist ein großer Fortschritt gegen einst, gegen die Kinderjahre unsers Konstitutionalismus, wo das Geschrei gegen die Steuern an sich groß war, zumal bei den Liberalen. Die Erkenntnis der Staatsnotwendigkeiten ist mächtig vorangeschritten. Dies gilt selbst von der Sozialdemokratie.

Wer über die vielen Sozialdemokraten im Reichstage erschrocken ist, der lese die Schrift von Bernstein, Von der Sekte zur Partei. (Jena, Diederichs. 76 S. 80 Pfg.) Ich möchte unsern Lesern geradezu zur Pflicht machen, sie zu lesen. Im übrigen darf ich heute von der Sozialdemokratie schweigen, da wir demnächst eine Reihe Artikel über sie bringen. Es wird Zeit, daß wir uns wieder einmal ernstlicher um sie kümmern. Aber die Menge der Reichstagsmandate, das sei schon heute gesagt, ist gewiß für die Partei selber eine viel größere Verlegenheit als für das Reich. Und zu beklagen bleibt vielleicht daran nur das Eine: daß das Ausland durch diese Wahl von 110 Sozialdemokraten eine gefährlich falsche Vorstellung bekommt von der nationalen Unzuverlässigkeit des deutschen Volkes.

Viel mehr geht unser Blatt die Frage an, welche Rolle bei der Wahl Religion und Konfession gespielt haben. Nur eine kleine Partei, die christlich-soziale, führt das Christentum in ihrem Namen. Wir wären dankbar, wenn ein zuverlässiger Beobachter und Kenner dieser Partei über ihren gegenwärtigen äußern und innern Bestand, insbesondre auch über ihre Kriegführung, an diesem Orte ein Wort sagen wollte. Vom Christentum reden gelegentlich auch die andern antisemitischen Gruppen. Ich habe aber den Eindruck, daß bei dieser Wahl der Antisemitismus sein Angesicht viel mehr verborgen hat als früher, wie er denn auch einige Mandate verlor. Damit soll nicht gesagt sein, daß der Antisemitismus als Gesinnung schwächer geworden sei; im Gegenteil, er herrscht noch weithin und hat ausschlaggebend mitgewirkt bis tief in die nationalliberalen Reihen. Auch über den Antisemitismus brächten wir gern einen Artikel: aber er muß sehr gut sein! Von den großen Parteien haben Zentrum und Konservative das Christentum stark betont. Wie, davon zeugte das ostpreußische Flugblatt, das wir mit voriger Nummer unsern Lesern vorlegten. Eine so mit vielen Namen gezeichnete Kundgebung nehmen wir unter allen Umständen ernst. Im übrigen möchte ich auch heute auf das Flugblatt nicht eingehen. Es möge für diesmal genügen, festzustellen, daß wir (mit Ausnahme der Sozialdemokraten, die es gelegentlich tun) keine Partei haben, die religions- oder kirchenfeindlich aufgetreten wäre. Mag es bei den liberalen Parteien an wirklichem Verständnis der Kirche, an Vertiefung in die Probleme unsrer Volks- und Staatsreligion mangeln, so haben sie doch insbesondre durch die Aufstellung von Pfarrer-Kandidaturen beinahe ostentativ bewiesen, daß sie die organisierte Frömmigkeit im Volke respektieren. Die Nationalliberalen haben sechs, die Fortschrittler acht evangelische Pfarrer kandidieren lassen. (Gewählt sind zwei.) Man vergleiche damit Stimmung und Verhalten in den siebziger Jahren! Wenn kirchlich-religiöse Fragen im Wahlkampf selber keine Rolle gespielt haben, so hängt das ja damit zusammen, daß sie nicht vor den Reichstag, sondern vor die Landtage gehören.

R

Tropensonne

Aus Saigon

Wir sind im November. Zu Hause rast der Herbststurm über die Stoppelfelder und peitscht kalte Regenschauer gegen die Fensterscheiben. Fröstelnd holt der Städter den Winterüberzieher aus dem Schrank; der Bauer steht in Nebel und Nässe auf dem Acker und zieht Rüben oder pflügt den durchweichten Boden, bis der frühe Abend ihn vom unwirtlichen Feld ans warme Geprassel des Herdfeuers sich flüchten heißt. Ueber unserm Heim in London wird jetzt wohl der Nebel lasten; in den Kontoren brennt auch bei Tage die Gasflamme, auf den Straßen wogt das millionenköpfige Leben wie unter einer grauen Decke, schemengleich tauchen die Dampfer der Themse auf und verschwinden, der Morgen verfließt unmerklich in den Abend. Ist es möglich? Und hier zur selben Zeit diese ununterbrochene Glut lichten Lebens? Wir sind von Sonne zu

Sonne gefahren in den letzten Wochen. Als wir von Shanghai Abschied nahmen, setzten eben jene wundervollen Tage ein, um derentwillen man dort alle sonstige Last des Klimas verzeiht, Tage, da aus kühler Nacht sich ein strahlender Morgen erhebt mit warmer, doch frischer Luft, gleichmäßig blauem, weitgespanntem Himmel, daß die Energie wieder erwacht, die vor der Sommerhitze verwelkt war, und die unwillkürliche Freude am Leben. Diese strahlende Sonne ging weiter mit uns, als wir nach Süden fuhren. In Amoy, auf dem friedlichen Eiland von Kulangsu, wo die Europäer dem chinesischen Festland gegenüber zwischen sonderbares Felswerk und unter breitschattendes Dunkel der Bäume ihre behäbigen Wohnungen hingesetzt haben, floß reiches Sonnenlicht nieder auf das blaue Meer, auf die schmalen, verwirrend durch einander laufenden Straßen zwischen den hohen Gartenmauern, auf den freien Tennisplatz, wo die Kapelle des englischen Kriegsschiffes Minotaur ihre Weisen mit dem Klirren der Teetassen und dem Aufprallen der Bälle mischte, auf den stillen alten Friedhof in der Nähe, die Gräber der Toten aus aller Welt, die hier schlafen, verklärend; sonnenhell und still lag die Chinesenstadt drüben und das Bergland mit seinen Klippen und Tempeln. „Ungewöhnlich warm hier für diese Jahreszeit“, sagte man. Der Dampfer trug uns weiter südlich nach Swatow, nach Hongkong, und die Sonne ging mit. Sie flimmerte über dem Wasser und den Hunderten brauner Dschunken, sie durchleuchtete die Rauchwolken, welche aus den Schornsteinen all der Fahrzeuge dort im englischen Hafen aufstiegen, sie kletterte am Pik herunter und wieder hinauf, lag breit und schwer zwischen den Banken und Hotels, den Läden der Chinesen und Indier, durchsättigte die Blumen- und Blätterpracht des botanischen Gartens. Sie nahm nicht ab, nein, sie nahm zu mit dem Vordringen der Jahreszeit. In Makao, dem gleichsam fossilen Ueberbleibsel altportugiesischer Kraft, das wir von Hongkong aus besuchten, gab sie uns zum ersten Male einen Vorschmack ihrer tropischen Fähigkeiten. Nichts ist übergeblieben von der alten Herrlichkeit als die wunderwirkende Macht der Sonne. Sie schüttet ihre Lichtströme herab auf das kleine, armselige, verkrochene und vertrocknete Hüttengemenge, als wollte sie es zu neuem Leben entzünden. Vergebens. Hier ist nur noch Leben der Nacht, das Leben der Spielhöllen, die sich vor der Sonne verschließen. Aber oben über der Stadt, im Camões-Garten, dort triumphiert noch die Sonne. Dort hält sie stille glühende Zwiesprache mit phantastisch knorrigen Baumstämmen, mit grünsprühenden Pisangblättern, mit Fächerpalmen, Aloe und Yukka. Dort streicht sie um die Büste des verbannten Dichters hin, die hier einsam unter ein paar aufeinandergetürmten Felsblöcken steht, liebkost ihm seinen Lorbeerkranz, den teuer erworbenen, und blickt mit ihm schwermütig hinunter auf die Ruine der Kirche von Sao Paolo, dies treffende Abbild der ganzen Stadt. Schläfrige Stille ringsumher. Die Dominikanerkirche hier nebenan steht so regungslos, als sei sie gleichfalls längst Ruine, und das Licht fließt an ihren Wänden, an ihren verschlossenen Fenstern herunter. Unten trifft es auf einen Kirchhof.

Dort oben war es mir, als gäbe sich mir zum ersten Male die Tropensonne heimlich-deutlich zu erkennen. In ihr Machtgebiet bin ich nun für eine längere Zeit eingetreten.

Es ist etwas Wundersames, im letzten Grunde Unerklärliches um den Zusammenhang von Licht und Wärme mit dem, was wir Lebensentfaltung nennen. Kälte und Wärme geben, die sonstigen Bedingungen des Daseins vorausgesetzt, das Tempo des Lebens an. Kälte hemmt das Tempo, bis zu einer Erstarrung hinunter, die uns überhaupt kein Leben mehr wahrnehmen läßt, auch nicht das Leben der Zersetzung und des Zerfalls, sodaß Mammutkörper samt Haut und Haar Jahrtausende überdauern. Wärme und Licht dagegen beschleunigt das Tempo der Lebensbildungen, und dem Schoße der Natur entquillt unter ihrem Einfluß ein verblüffender Reichtum neuer Gestalten. Das ist eine elementare Wahrheit, aber sie bleibt immer erstaunlich und geheimnisvoll, zumal wenn man sie unter den Tropen in tausend Beweisen neu schaut. Dem Problem mit der Behauptung zu Leibe zu gehen, daß eben alles Leben im Grunde Bewegung sei und daß daher Licht, das heißt beschleunigte Bewegung feinster Teilchen, auch eben beschleunigtes Leben bringen müsse, und umgekehrt, — das hieße doch den rechten Kern der Frage ganz übersehen. Leben ist Gestaltung, nicht bloß Bewegung. Daß die gestaltende Fähigkeit ihre neuen Schöpfungen so eifrig heraufwirft und hervorzieht aus dem dunklen Grunde des Nichtseins, sobald Licht und Wärme zunehmen, das läßt sich nicht auf rein mechanischem Wege erklären.

Welch eine leuchtende Farbenskala der Blüten hier innerhalb der Tropen! Selbst das Grün der Blätter nimmt einen fast blendenden Glanz an, und schließlich springen viele Blätter aus dem von der Natur sonst gezogenen Grenzkreis der Farbe heraus und treten in den Reigen der Blumen ein: sie bleiben nicht beim Grün, sie färben sich in frischeste, bunteste Blütenfarben, blau, violett, purpurn, braun, schwarz und weiß. Dann diese Fülle der Formen! Die steifen, drolligen, stachligen Kakteen, die saftigen Riesenblätter der Bananenstaude, die schlanke Linie der Palme mit dem fedrigen Gipfel, der ungeheure Umfang der Banyanbäume mit den überall herabhängenden Luftwurzeln, die kriechenden und umschlingenden Lianen, diese Schlangen der Pflanzenwelt, die weichen Lotusblätter auf den Teichen. Dort steht ein mächtiger Baum, von dem hängt es wie braune Römerschwerter herunter. Er wirft uns eins vor die Füße: es ist eine Riesenschote, in deren harter, ledriger Hülle die Kerne klirren, anderthalb Fuß lang, zwei bis drei Zoll breit. Halte sie einmal neben eine unsrer heimischen Erbsenschoten oder neben die Schote des Goldregens, — das sind die Tropen neben der gemäßigten Zone, das ist das Mehr oder Weniger von Licht und Wärme. Dann dieser Ueberschuß der Formungskraft im Tierleben. Alles geht ins Exzentrische und Phantastische. Nimm den Elefanten. Betrachte, während du mit der Leiter an seinem Halse hinaufsteigst zu deinem Sitze da oben, diese Ohrmuscheln, wie eine mäßige Tischplatte groß, das groteske Spiel des Rüssels, die Beinsäulen, die rissigen Hautmassen. Oder betrachte das Riesenkrokodil, wie es hier im Mekong lebt, wie es mit aufgesperrtem Rachen im Schlamm lagert, ab und zu die Augen öffnend und ins Licht blinzelnd, der stahlharte Panzer mit dem langen Schweif von den Wellen umspielt, regungslos stundenlang. Oder sieh dir auch nur den Wasserbüffel an, der hier in den Tropen zu Hause ist, diese vorsintflutige Erscheinung mit dem kolossalen graubehaarten Leibe, den breiten Füßen an den kurzen, stämmigen Beinen, den bis zu einem Meter langen gebogenen Hörnern. Dieser Zug ins Abenteuerliche und Kolossale auch noch in der Welt der kleinen und kleinsten Tiere: Spinnen, die mit ausgestreckten Beinen einen Dezimeter messen, andere mit einer Art Hörnern ausgestattet, die viermal so lang sind wie ihr Körper selbst; Ameisen von der Länge unserer Bienen; Käfer und Heuschrecken von ebenso maßlosen wie sonderbaren Körperformen. Was nicht extensiv hervortreten kann, tut es durch Intensivität. Da pfeift etwas durch den Urwald, durchdringend wie eine Eisenbahnlokomotive, dazu mit unerhörter Ausdauer, daß dir die Ohren gellen. Wenn du endlich einmal den Quell dieser Töne auf einem Stein oder Baumstamm entdeckst, so ist es ein kleines graues Tierchen, eine harmlose Grille. Der Gekko, jene bekannte Eidechse, schreit sein Motto: gek-ko! gek-ko! durch die Nacht hin, daß du erschrocken auffährst vor der Energie dieser Töne, wenn sie zum ersten Male in deiner Nähe erklingen. Und was es sonst noch alles sein mag, was da in dem Dunkel der Urwaldnacht, wenn du einmal eine Stunde schlaflos auf deinem Lager liegst, sich vor deinen Ohren produziert! Es ist alles die Gewalt eines Lebens, das an grellerem Licht groß geworden ist.

Eine rege und absonderliche Lebensweckerin ist die Tropensonne; aber schnell führt sie auch wiederum den Lebensprozeß durch alle seine Stadien dahin bis in sein Letztes, den Tod. Gedrängter vollzieht sich der geheimnisvolle Vorgang von Entstehen und Vergehen. Schiva, der Zerstörer, ist schnell bei der Hand, wo Brahma, der Schöpfer, sein Werk getan hat, und die Rolle Vischnus, des Erhalters, wird auf ein Geringes beschränkt. Auch des Menschen Wesen und Treiben unterliegt diesem Lose. Schnell reifen die Kinder heran, aber schnell ist

auch der Reife alt geworden. Und was des Menschen Hand hervorbringt, hat keinen Bestand. Von allen Seiten dringt die Auflösung, die Zersetzung heran. Aus neuen Häusern werden schnell Ruinen, aus Ackerfeldern wird schnell wieder Urwald, wenn die Hand des Bebauers erlahmt.

Dem Menschen der gemäßigten Zone, der unter die Tropensonne versetzt wird, dort seine Arbeit zu tun, ist damit keine leichte Aufgabe gestellt. Der Taktschlag dieses Daseins verläuft so anders, so ungewohnt, es ist schwer, sich auch nur einigermaßen, nur zeitweise darauf einzustellen. Diese Gluten von oben knechten den Körper, der in milderem Lichte geboren ward, und mit dem Körper knechten sie den Geist. Aber dennoch sucht der Europäer auch diese Lichtgefilde auf und wagt den Kampf mit der Tropensonne.

*

Der französische Dampfer Ernst Simon, den ich vor langen Jahren schon einmal auf der Fahrt nach Japan kennen gelernt hatte, trug uns von Hongkong nach Saigon, eine Reise von knapp drei Tagen. Saigon sollte der Ausgangspunkt für einen Abstecher ins Innere von Cambodja, nach den berühmten Ruinen von Angkor, werden. Ist schon Hinterindien überhaupt in Deutschland ein wenig bekanntes Gebiet, so gilt das besonders wohl von dem französischen Hinterindien. Der Franzose nennt übrigens g a n z Hinterindien Indochina, eine entschieden glückliche Bezeichnung, da es tatsächlich das Land der Mischung indischen und chinesischen Einflusses sowie indischer und chinesischer Bevölkerung ist. Das französische Indochina umfaßt nach heutiger Verwaltungsteilung fünf Gebiete: Tonking, Annam, Cochinchina, Cambodja und Laos. Dazu kommt neuerdings noch das von China (1898) an Frankreich abgetretene Gebiet von Kuang-chou-wan. Alles in allem repräsentiert dies Kolonialland einen Umfang von 720 000 Quadratkilometern, das heißt mehr als anderthalb Mal den Umfang Frankreichs selbst. Es ist, was Produkte und Nutzbarkeit anbetrifft, ein ungeheuer wertvoller Besitz. Außer dem Reis, dem wichtigsten Artikel, kommen Mais, Pfeffer, Tee, Kaffee, Zuckerrohr in Betracht, weiter noch Baumwolle, Seidenzucht, allerlei für Oelindustrie wichtige Pflanzen (Kokospalme) und der Kautschukbaum.

Saigon ist die Hauptstadt von Cochinchina, dem kleinsten (etwa 57 000 Quadratkilometer), aber bei weitem nicht unwichtigsten der fünf Verwaltungsgebiete. Cochinchina war das erste Stück von Indochina, auf welches Frankreich die Hand legte. Den Weg dazu hatte schon vor der französischen Revolution der Missionsbischof Pigneau de Béhaine gebahnt, dessen Verdienste heute ein Denkmal in Saigon verewigt. Er veranlaßte den Prinzen Nguyen-anh (den späteren König Gia Long), sich zur Erlangung des Königsthrones an Frankreich anzulehnen (1787). Frankreichs Hilfe verpflichtete den Schützling natürlich, und man würde es nicht schwer gehabt haben, diese Verpflichtung weiter auszunutzen, wenn nicht die nachfolgenden Unruhen der Revolution und der napoleonischen Zeit all dergleichen in den Hintergrund geschoben hätten. Erst 1858 ging Frankreich von neuem vor. Uebermütige und provozierende Handlungen des damaligen einheimischen Fürsten Tuduc boten die Handhabe. Durch den Vertrag von 1862 wurde ein vorläufiges Einvernehmen erzielt, doch kam der definitive Abschluß natürlich erst mit der völligen Annexion, 1867.

Die Bevölkerung von Cochinchina zählt ungefähr drei Millionen. Davon sind über vier Fünftel, nämlich 2 600 000, Annamiten. Daneben wären noch beinahe 200 000 Cambodjaner zu nennen. Der Rest verteilt sich auf Chinesen, Moï, Malayen (Schom) und Indier. Die Verwaltung dieses Landes ist in der Weise organisiert, daß man den Eingebornen eine möglichst lebendige Beteiligung dabei gelassen und die eigentlich französischen Behörden nur als Krönung des administrativen Baus verwendet hat. Zunächst besitzt die einzelne Dorf- oder Stadtgemeinde ihre Leitung in einem von den Einwohnern gewählten Rat, dessen Beschlüsse von drei Beamten ausgeführt werden. Die Einzelgemeinden schließen sich ihrerseits in Distrikte zusammen, an deren Spitze wieder eingeborne Leiter stehen. Die Distrikte bilden in höheren Vereinigungen Provinzen. Erst an der Spitze dieser Provinzen steht ein französischer Administrateur. Das ganze Land schließlich untersteht dem in Saigon residierenden Lieutenant-gouverneur, dem noch drei Körperschaften für besondere Zwecke zur Seite stehen. Auch die Handelskammer von Cochinchina sowie die Ackerbaukammer setzt sich aus Franzosen und Eingebornen zusammen.

Man muß dieser Organisation der Kolonialverwaltung zugestehen, daß sie das Verdienst hat, die Eingebornen nicht nur zu regieren oder bloß auszunutzen, sondern zur Mitarbeit am Wohl des Landes zu erziehen. Uebrigens gelten aber leider die französischen Elemente der Verwaltung nicht eben für die besten. Der Franzose geht im ganzen nicht gern in die Kolonien. Es ist ihm eine Art Exil. Der Eintritt in den Kolonialdienst wird daher häufig Persönlichkeiten überlassen, die so oder so den Boden Frankreichs verlassen m ü s s e n, Söhnen besserer Familien, mit denen man daheim nicht mehr viel anfangen kann. In der Heimat genießt daher der „Koloniale" durchschnittlich nicht eben des besten Rufes. Das wurde mir nicht nur von verschiedenen urteilsfähigen Leuten in Saigon versichert, sondern es fand auch in einem Artikel einer Saigoner Zeitung, den ich zufällig las, öffentlichen Ausdruck.

Saigon wird von den Franzosen mit dem Beinamen „die Perle des Orients" bedacht. Es ist in der Tat nicht ohne eine eigenartige Schönheit. Die Straßen sind sehr breit angelegt und von dem üppigen Grün prächtiger Tropenbäume überschattet. Das bewirkt einen zugleich eleganten und frischen Gesamteindruck. Mehrere der großen Promenaden, z. B. der boulevard Norodom, sowie der botanische (und zugleich zoologische) Garten besitzen einen seltenen Reiz. Uebrigens aber ist der Ort die seltsamste Mischung von Großstadt und Dorf. Ein vornehmes Theater (für dessen aus Paris kommende Truppe das Budget jährlich eine beträchtliche Summe auswirft), feine Cafés nach Pariser Muster, in denen Musikkapellen den Zitronat oder Bock würzen, eine Anzahl palastartiger Gebäude, zu bestimmten Stunden die Entfaltung großartiger Toiletten, Kutschen und Autos in Menge, das alles würde an die Ufer der Seine passen. Unmittelbar daran stoßen aber Gassen der Eingebornen, kleine Läden von Chinesen oder Indiern, der einfachste und beschränkte Lebenszuschnitt des Annamiten oder Cambodjaners, dazu eine so geringe Gesamtausdehnung, daß man bei jedem Spaziergang unwillkürlich aus der Stadt hinausgerät. (Die Einwohnerzahl beträgt nur 60 000.)

Die Tagesordnung ist auf die Tropen eingerichtet und überrascht den Fremden zunächst etwas. Man steht früh auf, vielleicht schon zwischen 5 und 6, wenn es eben hell wird, um die Frische des Morgens nicht ungenutzt zu lassen. Die Comptoire und Kaufläden öffnen schon um sieben Uhr. Zum Frühstück genießt man eine Tasse Kaffee oder Kakao mit einem Stück Brot, vielfach ohne Butter, die ja auch in Frankreich weniger als bei uns genossen wird. Die Mittagsmahlzeit fällt auf elf Uhr und ist reichlich, nicht etwa ein englisches Luncheon. Nach derselben versinkt die ganze Stadt in einen Tiefschlaf. Der Eindruck dieser Zeit zwischen 11 und 3 war für mich immer etwas höchst Eigentümliches. Es wird still auf den Straßen wie in der zweiten Hälfte der Nacht. Die Geschäfte sind geschlossen. Die Läden aller Fenster (die übrigens keine Glasscheiben besitzen) hat man zugezogen gegen die Sonnenstrahlen. Jedermann streckt sich im Dämmerlicht des Hausinnern auf sein Lager. Draußen flimmert die Glut eines tropischen Mittags in der Leere der Straßen und Plätze. Der Ort hat etwas Verzaubertes. Irgendwo hockt ein Indier regungslos mit verschränkten Beinen auf seinem Ladentisch, ein Annamit huscht unter dem Schatten der Bäume durch, ein Chinesenkind spielt verloren in einem Winkel auf dem Pflaster; aber das ist nur Scheinleben. Alles schläft und träumt sonst. Die Häuser träumen, die Marmortische vor den Konditoreien träumen, die Ladenschilder träumen, ja selbst die Steine der Straßen träumen, derweilen die Hitze von ihnen gen Himmel dampft. Zwischen 3 und 4 Uhr erwacht das Leben allmählich wieder, sobald der Bann der Tropensonne etwas nachläßt. In der Stunde vor Sonnenuntergang ist alles Munterkeit und Bewegung. Wagen und Automobile tragen die Wohlhabenden ins Freie, die Damen prangen in ihren Pariser Toiletten, man

plaudert, scherzt und genießt die Abendbrise. Der Platz vor dem Theater, gewissermaßen Mittelpunkt der Stadt, umrahmt von Hotels und Cafés, zeigt jetzt sein lebhaftes Treiben. Die Erholung von der Arbeit des Tages sucht der Franzose ja vielfach im Café, wo er lange Stunden in Gespräch und Beobachtung, in Lektüre der Zeitungen oder einem Spielchen hinbringen kann. Auf den Veranden der Hotels beginnen nun allmählich die Gäste oder Gesellschaften, die hierher geladen sind, ihr Diner einzunehmen. Das Ganze tritt mit dem zunehmenden Dunkel in helle, teilweise bunte Beleuchtung und bietet ein Bild fröhlich sorglosen Lebensgenusses, an dem selbst die annamitischen Rikschaw-Kulis und die in den Cafés von Tisch zu Tisch schlendernden chinesischen oder indischen Verkäufer in ihrer Weise teilnehmen. Gegen 9 Uhr beginnt das Theater. Vor der breiten Freitreppe sammeln sich die Gefährte, das elegante Saigon gibt sich hier bei einer Oper von Donizetti oder einem Schauspiel von Sardou ein Stelldichein. Das dauert bis $^{1}/_{2}$12 Uhr oder länger. Dann allmählich klingt der Tag aus, um nach sechs Stunden mit dem Blitzen des allmächtigen Sonnenballs wieder zu erwachen.

Etwa eine Stunde von Saigon entfernt liegt der Ort Cholon, bemerkenswert als eine rein chinesische Ansiedlung in Cochinchina, industriell sehr rege, reich an Reismühlen, durch seine Einwohnerzahl (190000) Saigon selbst weit übertreffend. Der Stadtrat, aus Franzosen, Chinesen und Annamiten zusammengesetzt, soll die Verwaltung des bedeutenden Weichbildes sehr gut besorgen, und jedenfalls ist der äußere Eindruck der Straßen, Plätze und Häuser durchaus zufriedenstellend. Frankreich ist nicht wenig stolz darauf, die Chinesen an diesem Orte so erfolgreich geschult zu haben, und der Stolz ist wohl begründet.

Cochinchina war das erste französische Kolonialgebiet, das ich persönlich kennen gelernt habe. Die Erinnerungen an Tsingtau, die deutsche Kolonie, an Hongkong, die eben hinter mir liegende englische Kolonie, an die internationalen Ansiedlungen wie Shanghai, treten unwillkürlich hervor und reizen zu Vergleichen. Doch wäre es zu kühn von mir, meinen Gedanken in dieser Richtung Ausdruck zu geben. Ohne gründliches Studium und lange Beobachtung sind Urteile da nicht viel wert. Empfinden wird man aber auch ohne genaue Einschätzung des Wertes sehr deutlich die verschiedene nationale Eigenart, gerade indem man sie hier an der kolonialen Arbeit sieht. Mein unmittelbares Empfinden war, daß die Stärke der französischen Kolonisierung, oder eine ihrer Stärken, in der Fähigkeit der Annäherung an den Eingebornen und der Erziehung des Eingebornen zur Mitarbeit an der Wohlfahrt und Produktivität des Landes gesehen werden dürfte.

Heinrich Hackmann

Das Testament Friedrichs des Großen

Als wirklich von dem großen König herrührend veröffentlicht die Kreuzzeitung Nr. 35 das folgende Gedicht. Es ist natürlich ein Volkslied. Professor Siebs in Breslau beschäftigt sich eingehender damit in einer Festschrift der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. Aber der Text, den die Kreuzzeitung gibt nach einer „hofmarschallamtlich beglaubigten Abschrift“ (!) im Besitze der Fürstlich Kinstyschen Familie in Prag, ist knapper und wuchtiger; so möge er hier zum Abdruck kommen.

Weil ich nun bald werde sterben,
Und hab weiter keine Erben
So mach ich mein Testament.
Meines Bruders Wilhelms Sohne
Erbt von mir die Königskrone,
Und so hat der Streit ein End.

Keine Glocken laßt mich läuten,
Stille mit der Leiche schreiten,
Wenn die Glocke achte schlägt;
Auch ist dieses mein Begehren,
Welches ihr mir sollt gewähren,
Daß mich meine Garde trägt.

Laßt mir keine Musik machen,
Laßt auch keine Stücke krachen,
Machet auch kein Trauermahl:
Doch kann sich ein Tambour rühren
Und die Garde paradieren
In dem großen Trauersaal.

Ihr sollt mir nicht balsamieren,
Nur so ins Gewölbe führen,
Zu was dienet diese Pracht?
Gott befehl ich meine Seele,
Meinen Leib der düstern Höhle,
Die schon längst für mich gemacht.

Schmeichelt mir nicht nach dem Tode,
Lobt mich nicht in einer Ode,
Nach dem Tod ist Niemand schön.
Redet nicht von meinen Namen,
Schließt mein Bild in keinen Rahmen,
Eitler Ruhm muß doch vergehn.

Sagt man gleich von mir viel Lügen,
So bleibt dies doch mein Vergnügen,
Daß die Seele reiner ist.
Viele Sieg hab ich erhalten,
Gott tat über mich stets walten,
Trotz der Feinde schlauer List.

Laßt in Ruh die Jesuiten,
Die sehr vieles schon erlitten.
Laßt in Ruh die Geistlichkeit.
Drohet nicht den Papst mit Waffen
Laßt in Ruh und Frieden schaffen,
Sonsten trieft euch harte Zeit.

Brauchet Räte von Verstande,
Suchet sie in eurem Lande
Die getreu und ehrlich sein.
Wählet keine fremden Männer,
Die sind keine Landeskenner,
Dienen nur auf falschen Schein.

Hier habt ihr nun meinen Willen,
Sucht ihm nur treu zu erfüllen,
Dieses wünsch ich für und für.
Ich geh nun zu meinen Helden,
Die in jenen Himmelszelten
Meiner warten mit Begier.

Zu Schwerin und Winterfelden
Geh ich dann in jene Welten,
Hier kann ich nicht länger sein.
Meinen Ziehten werd ich sehen
Und mit Keith und Moris gehen,
Ewig mich mit ihnen freun.

Für Luther

Luther und Karlstadt. Von Karl Müller. Tübingen, Mohr 1910. 243 S. 6 Mk. — **Luther und das landesherrliche Kirchenregiment.** Von Karl Holl. Erstes Ergänzungsheft zur Zeitschrift für Theologie und Kirche 1911. Tübingen, Mohr. 60 S. 1,50 Mk. — **Beiträge zu Luthers liturgischen Reformen.** Von Paul Drews. Tübingen, Mohr 1910. 120 S. 4 Mk. — **Martin Luther.** Von Adolf Harnack. Gießen, Töpelmann 1911. 29 S. 60 Pfg.

Die Gesamtüberschrift „Für Luther“ soll eine Art von wissenschaftlichem Glaubensbekenntnis des Rezensenten bedeuten. Ein Teil der hier angezeigten Schriften teilt dasselbe, einem anderen Teil werden wir „für Luther“ mehr oder weniger entgegentreten müssen. Müllers Schrift ist gegen Barges „Andreas Bodenstein von Karlstadt“*) gerichtet. Trotz einer von Barge versuchten Abwehr wird Müllers Buch von bleibendem Wert sein. Es führt in genauester Erläuterung der oft schwierig zu erklärenden Aktenstücke, Briefe, kurfürstlichen Instruktionen und dergleichen aus den Jahren 1521 ff. jene Verhältnisse vor, die sich während Luthers Aufenthalt auf der Wartburg unter Karlstadts Führerschaft in Wittenberg anspannen und durch Karlstadts Weggang von Wittenberg nach seinem Bruch mit Luther ihre Lösung fanden. Es liegen hier seit langem empfundene Probleme vor: War der über Luther hinausstürmende Karlstadt der prädestinierte Weiterführer und Vollender der Reformation, Luther dagegen das hemmende, rückwärts drängende Element? Oder hat Luther mit seiner „Schonung der Schwachen“ (d. i. der noch nicht im Gewissen gefestigten Neugläubigen) und mit seiner daraus entspringenden Konservierung mancher alten gottesdienstlichen Formen recht gehabt? Ja, ist es zu bedauern, daß nicht Karlstadt mit seiner weniger sinnlichen Auffassung z. B. des Abendmahls die reformatorische Bewegung mit sich fortriß, oder war es gut, wie es kam: daß nämlich Luther mit vorsichtigem

*) Erschienen bei Brandstetter, Leipzig 1905. 512 und 643 S. 10 und 12 Mk.

Fuß neue Wege beschritt, der ihn in manchen Dingen nicht völlig aus den alten Grenzen hinaustrug? Müller seinerseits bekennt auch, „daß ein Teil der von Karlstadt vertretenen Gedanken uns Heutigen vertrauter sind und mehr zusagen als die Luthers, gegen die sie sich wenden“. Dennoch muß er in fast allen Punkten Barge widersprechen, der Karlstadt nicht nur auf Kosten Luthers, sondern auch auf Kosten der geschichtlichen Tatsächlichkeit zu einem Märtyrer des religiösen Fortschritts gestaltet hat. Und Müller tut dies lediglich auf dem objektiven Boden der Quellen, mit absichtlichem Verzicht auf subjektive Werturteile. Darum wird sein Buch für alle Zeit grundlegend bleiben für die richtige Kenntnis dieser so wichtigen und doch so wenig wirklich genau gekannten Jahre der ersten praktischen Reformen der evangelischen Kirche. Als Probe für die richtige Beurteilung Karlstadts in Müllers Darstellung möchte ich nur anführen: Zuerst erschien mir Müllers Auffassung zu scharf: Karlstadt habe die Pfarrei in Orlamünde seinem Archidiakonat im Wittenberger Stift vorgezogen und sich selbstherrlich den wiederholten Aufforderungen zur Rückkehr seitens der Universität und des Kurfürsten bis aufs äußerste widersetzt, weil ihm sein Verhältnis zu Luther zu unerquicklich und die Stelle in Orlamünde pekuniär ertragreicher schien, und nicht: weil ihm die Gemeinschaft mit den papistischen Stifsherren innerlich unerträglich war. Wie recht Müller aber doch mit dieser ungünstigen Beurteilung Karlstadts hat, geht aus einer ganz auffälligen Dublette zu dem eben skizzierten Verhalten Karlstadts hervor: Schon im Jahr 1515 verfolgte er unter dem Vorwand einer in Lebensgefahr gelobten Wallfahrt nach Rom durchaus selbstische Zwecke, trat seinen Urlaub an und verlängerte ihn in völlig willkürlicher Weise, bis der Kurfürst ihm ein Ultimatum stellte; aus vier Monaten war ein Jahr geworden! Vielleicht darf ich eben noch auf eine von Müller vermißte Parallele zu der Auffassung Karlstadts (S. 70) hinweisen, daß sein Doktortitel ihm auch das Predigen in der Stadtkirche gestattet habe: Ganz in derselben Weise sagt Luther in einem Entwurfstück zu der von mir in der Weimarer Lutherausgabe demnächst herauszugebenden Schrift „Von der Winkelmesse“: Doctoratus valuit ad universalem potestatem, das man mich hat predigen lassen (vorläufig abgedruckt in der Weimarer Ausgabe, Tischreden Band 1, S. 262).

In eine andere für die Gegenwart höchst wichtige Kontroverse führt die Schrift von Holl hinein. Wieder ist es Müller gewesen, der im vorigen Jahr mit seinem Buch „Kirche, Gemeinde und Obrigkeit nach Luther“ grundlegend untersucht hat, wie sich das Staatskirchentum zu den ursprünglichen Zielen der Reformation verhalte. Seine Ergebnisse hat er in Nr. 22 und 23 des Jahrgangs 1910 den Lesern der Christlichen Welt bekannt gemacht. Holl stimmt weithin Müller zu, ist aber der Meinung, Luthers Streben nach einer rein geistlichen Verwaltung der werdenden evangelischen Kirche stärker unterstreichen zu müssen. Der springende Punkt ist durch zwei Schriftstücke der bei der Visitation von 1527 beteiligten Instanzen bezeichnet: durch die Instruktion des Kurfürsten Johann für die Visitatoren und durch Luthers Vorrede zu den Visitationsartikeln. Müller sieht hier den Endpunkt der vorangegangenen Entwicklung: die Visitatoren seien zugleich Vertreter der Kirche und kurfürstliche Beamte. Holl dagegen setzt hier den Anfangspunkt einer neuen Entwickelung: nach der Instruktion des Kurfürsten seien die Visitatoren seine Beamte, während Luther in seiner Vorrede und auch später immer wieder ihre selbständigen geistlichen Funktionen jener kurfürstlichen Auffassung gegenüber betone. In der Tat scheint mir Holl, was Luther betrifft, richtig zu beobachten: Luther hält später ebenso wie früher fest an der Bezeichnung des Landesherrn als eines „Notbischofs“, während er die Visitatoren mehrfach als „Erzbischöfe“ anredet; er hält fest an Recht und Macht der christlichen Gemeinde bezüglich der Pfarrerwahl und an dem Ideal lebendiger, aus sich heraus Kirchenzucht übender Gemeinden. Nur scheint mir anderseits jene Instruktion harmloser, als Holl sie beurteilt. Gewiß ist sie ein Dokument des werdenden landesherrlichen Kirchenregiments, aber doch bildet sie nur eine Stufe zwischen anderen. Vgl. die Vorgeschichte der Visitationen bei Burkhardt, Geschichte der Visitationen. Jedenfalls ist diese Instruktion doch wohl nicht ein bewußtes Greifen des der Reformation stets sehr dienstfertigen Kurfürsten Johann nach dem Kranz des geistlichen Regiments, sondern (worauf Holl selbst nebenher auch hindeutet) sie scheint mir Luthers Gedanken zu enthalten, aber übersetzt in den Stil der höfischen Kanzlei, — so redet der Fürst! Uebrigens würde ich Holls Bezeichnung: „Bekenntnisgemeinde“ für: lebendige Gemeinde (nach Luthers Ideal: mit Kirchenzucht) lieber vermieden sehen, weil der Ausdruck gerade heutzutage leicht Anlaß zu Mißverständnissen geben kann. Als bleibendes Resultat dieser Schrift Holls setze ich ihren letzten Satz hierher: „Alle die Bestrebungen, die heutzutage auf größere Selbständigkeit der Kirche und auf größere Freiheit in der Kirche gerichtet sind, haben ein gutes Recht, sich hierfür auf Luther zu berufen.“

Von diesen Beobachtungen kommend, wird man einer Anmerkung von Drews in seinen „Beiträgen zu Luthers liturgischen Reformen“ (S. 36) nicht recht geben können, nach welcher Luther in seiner Bearbeitung der römischen Litanei für den „Bischof“ seiner Vorlage den „Fürsten“ als Landesbischof eingesetzt habe; vielmehr stellt er an der betreffenden Stelle „unsern Fürsten mit seinen Gewaltigen“ in die Mitte zwischen „unsern Kaiser“ und „unsern Rat und Gemeinde“, eben als weltliche Obrigkeit. Sehen wir an dieser kleinen Probe aus Luthers Arbeit an der Litanei, wie Luther die überlieferten Formen umbildete, so zeigt Drews in minutiöser Untersuchung, wie er anderseits das Gegebene verwertet hat, sofern es seinem Zwecke diente. Dieser war im vorliegenden Fall: ein Gebet zu schaffen, das für die Nöte der Zeit um 1529 als gemeinsame Bitte im Gottesdienst verwendet werden konnte. Angesichts dessen will mir Drews' Erklärung für die Wahl gerade der Litanei hierfür nicht recht genügen: es seien einfach aus seiner katholischen Zeit nachklingende Gefühlswerte gewesen, die Luther auf die Litanei geführt hätten. Mir will scheinen, als habe die Litanei sich ihm besonders empfohlen, weil sie einerseits eine Kollektion vieler konkreter Bitten darstellte, und weil sie anderseits eine aktive Beteiligung der ganzen Gemeinde gestattete, indem sie zugleich den Luther stets am Herzen liegenden Gemeindegesang zu heben angetan war. Als Quellen für Luthers lateinische, bald auch ins Deutsche übersetzte Litanei hat Drews in erster Linie die Litanei des Augustinerordens, sodann eine in Wittenberg selbst üblich gewesene, der Magdeburger von 1513 ähnliche Form festgestellt, zu denen mancherlei, aber im ganzen wenige Eigenschöpfungen Luthers traten. Aehnlich liegt das Verhältnis von Eigenem und Ueberkommenem bei den deutschen Versikeln und Gebeten zu verschiedenen Gelegenheiten, unter anderem für Abendmahl, Ordination, Taufe. Die Verheißung von Drews, weitere Gebete der heutigen Agende auf ihre Herkunft zu untersuchen, darf auf allgemeines Interesse rechnen, ja ihre Erfüllung würde gerade in den gegenwärtigen Agendenverhandlungen besondere Wichtigkeit haben. Für das bei der Taufe ehemals gebrauchte sogenannte „Sündflutgebet“ weist Drews nach, daß es von Luther „aus einer sehr alten, ursprünglich griechischen, leider aber bisher unbekannten lateinischen Vorlage übersetzt wurde, die zu seiner Zeit wahrscheinlich noch in Wittenberg gebräuchlich war“, — zugleich ein Schulbeispiel dafür, wie weite und vielfältig verschlungene Pfade die liturgische Entwickelung oftmals zurückgelegt hat.

Behandelten die bisher besprochenen Schriften Einzelprobleme der Stellung Luthers zu alten und damals entstehenden neuen Verhältnissen, so ist scheinbar ebenfalls ein Einzelproblem der Gegenstand von Harnacks in vierter Auflage erschienenen Gießener Universitätsrede zur Vierhundertjahrfeier der Geburt Luthers. Aber „Wissenschaft und Bildung“, deren Beeinflussung durch Luther Harnack untersucht, tragen im Grunde doch einen universalen Charakter an sich. So wird jene über ein Vierteljahrhundert alte Rede stets neu bleiben als Zeugnis von Luthers Bedeutung für unser gesamtes, auch modernes Geistesleben. Man wird sie nie, ohne heiligende Einflüsse auf die eigene Seele zu empfinden, wiederlesen können. Albert Freitag

---

Verschiedenes

Die XV. Christliche Studenten-Konferenz. Aarau 1911. Bern, A. Francke 1911. 112 S. 1,40 Mk.

Das Heft enthält eine Predigt von Pfarrer Pfister (Rüderswyl) und vier Vorträge: „Militärwesen, Christentum, Demokratie“ von Oberst von Sprecher (Bern); „Die geistige Bildung des Studenten“ von Professor Wurster (Tübingen); „Abstinenzmotive“ von Pfarrer Christ (Waldstatt); „Die Bedeutung der Geschichtlichkeit Jesu für unsern Glauben“ von Professor Troeltsch (Heidelberg).

Die Aarauer Konferenz ist ein Seitenstück der Konferenz der Christlichen Studentenvereine in Wernigerode. Aber sie unterscheidet sich von ihr durch Aufgeschlossenheit für neue Strömungen und durch Aufmerken auf neue und neuste Fragen aller Art. So hat sie in früheren Jahren die theoretischen Weltanschauungsfragen in Angriff genommen, um nun, dem Zug der Zeit folgend, auf sozialethische Probleme einzugehen.

Oberst von Sprecher hat den Militarismus behandelt und mit dem Christentum in Einklang zu bringen versucht. Nicht immer mit Glück; aber genug, daß er sein Augenmerk auf die akademische Jugend richtet, sie zu interessieren für das Stück Volkserziehung, das im Militärdienst geleistet wird. Wie sehr könnte man sich auch diesseits des Rheins noch der besonderen Aufgabe bewußt werden, die jedem Akademiker bei dem gemeinschaftlichen Dienst — für viele die einzige Gelegenheit, in enge Berührung mit der großen Masse des Volkes zu kommen — zufällt. Dies, wenn auch nur flüchtig, ins Auge gefaßt zu haben, ist das Verdienst des Vortrags.

Wurster sprach über richtige und falsche Bildungsideale, treffliche Richtlinien für den Studenten gebend.

Was Pfarrer Christ aus seiner eigenen Erfahrung heraus über Abstinenzmotive gesagt hat, gehört zum Eindringlichsten, was über dies Thema geschrieben ist. Nicht an die Fürsorge für die Gesundheit oder an die individuelle Askese wird appelliert, sondern an das soziale Bewußtsein eines Jeden, der sich um des Beispiels willen, das er gibt, mitverantwortlich weiß für die Schäden seines Volkes. Der Vortrag ist auch gesondert vom Verlag für 15 Pfg. zu beziehen.

Troeltsch hat zu dem vielbesprochenen Thema „Glaube und Geschichtlichkeit Jesu“ eine interessante Behandlung beigesteuert.*) Auf dem Wege der Psychologie versucht er die Gesetzmäßigkeit des frommen Bewußtseins zu ergründen. Wie er schon in seinen letzten Veröffentlichungen sozialpsychologische Probleme in Angriff genommen hat, so führt er sie hier fort: Um der religiösen Gemeinschaft, um der Kirche willen kann der Glaube die Stifterpersönlichkeit nicht entbehren. Nicht die Abstraktion frommen Erlebens, wie sie in Dogma oder religiösem Prinzip sich auszusprechen pflegt, trägt die Kraft in sich, die Religion fortzupflanzen, sondern allein die Ueberlieferung von dem re-

*) Für sich erschienen auch bei Mohr, Tübingen 1911. 51 S. 1 Mk.

ligiösen Heros, der das Symbol der Gemeinschaft wie des Kultus ist. Nirgends stehen einfach die Frommen als Einzelpersönlichkeiten nebeneinander, es bilden sich gemeinsame Beziehungspunkte in den Großen der Religion, die sich zugleich als Kraftzentren erweisen: die Stifterpersönlichkeiten. Damit ist prinzipielle Gleichgiltigkeit gegenüber der kritischen Arbeit der Leben-Jesu-Forschung unmöglich. Aber wäre nicht zugleich eine beständige Bedrohung des Glaubens gegeben? Darauf antwortet Troeltsch: Die historische Kritik kann vor dem Leben Jesu nicht haltmachen, ihre Resultate sind auch nicht ohne Einfluß auf unser Christusbild, aber es ist zu erwarten, daß ein fester Bestand infolge geschichtlicher Arbeit sicher gestellt wird. Wilhelm Loew

Kleine Mitteilungen. Ueber die völkerrechtliche Seite des italienisch-türkischen Krieges ist ein gründliches Buch erschienen von Sir Thomas Barclay: The Turco-Italian War and its Problems, bei Constable u. Co. in London. Da werden nun ja wohl unsre italienischen Bundesgenossen von dem Briten annehmen müssen, was sie von uns Deutschen nicht hören wollen. —

Im ersten Februarheft des Kunstwart kämpft Avenarius „nach den Wahlen“ für Referendum, Minderheitsvertretung, Proporz. Aber wo bleibt die Liga? Könnte Avenarius sie nicht ins Dasein rufen? Es gilt, ehe wir in dieser Richtung, über die wir mit einer großen Schar Einsichtiger grundsätzlich einig sind, Erfolg haben können, eifrige Propaganda zu treiben: durch die Tageszeitungen, durch Flugschriften, durch Vorträge, durch öffentliche Erklärungen, durch Massenpetitionen. Nach den jüngsten Stichwahlen ist das Eisen heiß: wer schmiedet es? Die unsinnige Verteilung der Stichwahltermine (die sich bei gutem Willen von oben her leicht hätte vermeiden lassen) hat die üblen Begleiterscheinungen der Stichwahl ins Groteske gesteigert: mit allem Bewußtsein haben die Parteien heute für gestern hier für dort einfach Rache geübt. Die Ausschaltung dieser Möglichkeit wäre doch wohl das Mindeste, was man der Stichwahlpraxis schuldig ist. Können sich die maßgebenden Instanzen darüber nicht verständigen, so wäre das schon ein kleines Gesetz wert. Zum Ganzen vergleiche man: Maßstäbe des parlamentarischen Wahlrechts in der deutschen Staatstheorie des 19. Jahrhunderts, akademische Antrittsrede von Rudolf Smend, Professor an der staatswissenschaftlichen Fakultät zu Tübingen. (Stuttgart, Enke 1912. 27 S. 1,20 Mk.) Es heißt da Seite 26 unter dem Stichwort „die Gerechtigkeit als Maßstab des Wahlrechts“: „Da es an einer modernen Philosophie des öffentlichen Rechts fehlt, so hat auch die heutige Staatsrechtswissenschaft keinen Anlaß gefunden, sich mit Sinn und Maßstäben des Parlamentarischen Wahlrechts zu beschäftigen.“ Man denke! Keinen Anlaß gefunden! Worauf die Wissenschaft manchmal warten muß, um einen Anlaß zu finden! Es gibt Staatswissenschaft, die nach der Gerechtigkeit zu fragen gar keinen Anlaß findet! Und wäre denn gar keine moderne Rechtsphilosophie da, mit der man sich auseinander setzen könnte? Z. B. Cohens Ethik?

Uebrigens, da es die Liga, die wir ersehnen, noch nicht gibt, wären wir gern bereit, einstweilen als Sammelstelle für allerhand Material zu dienen. Insbesondre sind Flugblätter aus den letzten Wahlkämpfen erwünscht. Aber auch beglaubigte charakteristische Einzeltatsachen. —

Ein Kuriosum, das an den Streit über die Adiaphora in den Tagen des aufkommenden Pietismus erinnert, ist der Verweis, den das sächsische Landeskonsistorium einem seiner Pfarrer erteilt hat wegen Kampfes gegen die Alkoholinteressenten. Es handelt sich um den Vortrag, den Pfarrer Dr. Burk in Auerbach am 6. August in der Dresdner Hygiene-Ausstellung gehalten hat über: Das Alkoholkapital, warum und wie man es bekämpfen muß. (Heidelberg, Neutraler Guttemplerverlag 1911. 21 S. 20 Pfg.) Der Redner ist deswegen von den beleidigten Brauern und Gastwirten beim Gericht verklagt worden, und vielleicht wird er dort verurteilt werden. Aber auch an die oberste Kirchenbehörde in Dresden hat sich der Sächsische Gastwirtsverband und der Landesverband der Saalinhaber im Königreich mit einer Beschwerde gewandt. Und das Konsistorium hat die heikle Angelegenheit nicht der Justiz überlassen, sondern hat gemeint, in die Gewissensfrage eingreifen zu dürfen, und hat dem Pfarrer einen Verweis erteilt. Er lautet: „Nicht nur in seiner Ausdrucksweise geht Pfarrer Dr. Burk über das zulässige Maß hinaus, sondern auch sachlich erscheinen seine Angriffe insofern (!) als unbegründet, als die Herstellung und der Vertrieb geistiger Getränke als solche (!) weder vom Standpunkte der christlichen Glaubenslehre noch von dem des christlichen Sittengesetzes aus als verwerflich bezeichnet werden dürfen, vielmehr das Unsittliche immer nur in bestimmten, scharf zu umschreibenden Mißbräuchen gefunden werden darf. Wir haben deshalb Pfarrer Dr. Burk anderweit zu ermahnen, dafern er nicht ernstere Maßnahmen gewärtigen will, bei seinem Kampfe gegen den Alkoholismus alle unberechtigte Angriffe gegen Andre zu vermeiden.“ Wir meinen, daß das Konsistorium mit dieser sachlichen Stellungnahme seine Kompetenzen überschreitet. Ein Pfarrer, der von Gewissens wegen zum Alkohol so steht wie der Gemaßregelte, kann sich einer solchen Verfügung nicht unterwerfen. Er kann es formell, und er mag seine Ausdrucksweise revidieren (wofür ja nötigenfalls das Gericht sorgen wird). Aber welche sittliche Macht die Abstinenz in der evangelischen Welt heute bedeutet, muß eine Kirchenbehörde wissen und muß ermessen, daß sie gar nicht im Stande ist, da entscheidend einzugreifen. Man lasse doch die Geister auf einander platzen — auch in der Alkoholfrage. Die Kirche wird darüber nicht zu Grunde gehn, wenn ein Pfarrer das interessierte Kapitel zu scharf angreift. Aber sie wird Schaden davon haben, wenn ihre Obrigkeit den bösen Schein auf sich lädt, als wolle sie den Ernst der Auseinandersetzung irgendwie abschwächen. —

Im heutigen Anzeigenteil findet sich die Einladung zu einer Versammlung des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins in Halle: 12. Februar. Die Mitglieder und Freunde des Vereins sollten sich den Besuch dieser Veranstaltung um so mehr angelegen sein lassen, als der Verein auch durch die Hallische Missionskonferenz wieder die übliche unfreundliche Behandlung seitens der ältern Missionsgesellschaften erfahren hat. Wenn das seit lange durch die Bremer Missionskonferenz geschieht, so findet man sich darein, weil man es da mit einer geschlossenen Gesellschaft zu tun hat. Aber die sonst so rühmlich bekannte Hallische Konferenz hat bei Ablehnung des Antrags, den AEPMV zu ihren Verhandlungen zuzulassen, gegen den ausdrücklichen Wortlaut ihrer Satzung gehandelt. Es heißt da § 12: „Die Konferenz steht außerhalb alles kirchlichen Parteiwesens und will allen Missionsgesellschaften dienen, die in der Provinz Zweigvereine haben.“ Und in den „Bemerkungen“ dazu: „Um ein Sammelpunkt für die Missionsfreunde aller kirchlicher Schattierungen wie der Mitglieder verschiedner Missionsgesellschaften zu sein, nimmt die Konferenz sowohl zu dem kirchlichen Parteiwesen wie zu den verschiedenen Missionsgesellschaften eine neutrale Stellung ein. Gerade weil sie nicht für eine einzelne Missionsgesellschaft arbeitet, will sie jeder dieser Gesellschaften dienen.“ Das Wort neutral ist in der offiziellen Vorlage gesperrt. Und ein so glückliches Statut übertritt man einfach, wenn der schlecht motivierte kirchliche Parteieifer es verlangt? R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Religiöse Diskussionsabende. Dienstag 13. Februar 8 Uhr in der Aula der IV. städtischen Pflichtfortbildungsschule (ehem. Dorotheenstädter Gymnasium) NW Georgenstraße 30/31: Gelten die Naturgesetze auch für die Geisteswelt? Pfarrer Großmann.

Cassel. Mittwoch 7. Februar 8½ Uhr im Evangelischen Vereinshaus: Jesusbekenntnisse im Neuen Testament. Pfarrer Ruetz.

Halle a. S. (Vereinigung Halle-Stadt). Mittwoch 7. Februar 8¼ Uhr im Evangelischen Vereinshaus Kl. Klausstr.: Individualismus und Christentum. Prof. Weinel-Jena.

Nordhausen. Mittwoch 21. Februar ½4 Uhr in der Hoffnung: Der Weg zu Gott im Religionsunterricht der Schule. Mittelschullehrer Krüger-Nordhausen.

Stuttgart Montag 5. Februar 8 Uhr im großen Saal der Bürgergesellschaft Langestr. 4b: Wie redet Gott mit uns? Dekan Herzog-Waiblingen.

Wernigerode. Donnerstag 8. Februar 8 Uhr im Hotel Weißer Hirsch: Wer steht auf dem Boden des Bekenntnisses? Pastor Fritze-Nordhausen.

Freunde des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins
in der Provinz Sachsen und Anhalt

12. Februar 2½ Uhr in Halle, Goldner Ring (am Markt). Vortrag von Missionsinspektor Lic. Witte: Die religiöse Lage in Japan. Geschlossene Beratung der Mitglieder.

Gestern früh entschlief sanft und unerwartet in Halle

Herr Professor Karl Pahncke

Geistlicher Inspektor an der Königlichen Landesschule Pforta im Alter von 61 Jahren.

Pforta, den 20. Januar 1912 — *Die trauernden Hinterbliebenen*

Für **10 jährigen Offizierssohn** wird in einem Pfarrhaus Westdeutschlands volle Pension und Unterricht gesucht. Bedingung gute körperliche Pflege, Umgang mit Altersgenossen und liebevolle, individuelle Behandlung. Anerbieten mit Referenzen und Monatspreis an **Divisionspfarrer Schettler, Darmstadt.**

Zur **Miterziehung** mit unsrer **10 jährigen** Tochter möchten wir gern ein gleichaltriges gesundes, begabtes und gut erzogenes Kind in unser Haus nehmen. Unsre Tochter besucht die 6. Klasse der 10 klassigen höheren Mädchenschule. Die erhoffte Gespielin müßte die gleiche Klasse besuchen und mit ihr die Schule durchmachen können. Am liebsten aus einem Pfarrhause des Freundeskreises, dem wegen seiner Abgelegenheit damit ein Dienst getan wäre; am allerliebsten ein mutter- oder elternloses Kind; oder ein Missionarskind. Ueber die äußeren Bedingungen werden wir uns leicht verständigen. Meldung eilt. Näheres durch den Verlag unter **M D R.**

Jesus in der modernen Kritik

Beiträge zum Jesusproblem von Lic. **A. Schettler,** Divisionspfarrer in Darmstadt, Verlagsanstalt Dr. E. Rose, Neurode in Schl. 47 S. 1 Mk.

Die kleine Schrift enthält eine Fülle wertvoller apologetischer Gedanken. Merkwürdigerweise haben nur die Versuche von Drews u. A., Jesus geschichtlich „tot“ zu machen, auf christlicher Seite Beachtung gefunden. Schettler begegnet den nicht minder provokatorischen Bemühungen, Jesus moralisch tot zu machen, die sich an die Namen Nietzsche, Ellen Key und besonders Ernst Horneffer knüpfen. Das Schriftchen verdient die Beachtung aller, denen es um die Sicherung der überragenden Bedeutung Jesu zu tun ist.

Für Ostern suche ich für **2 Knaben** von 10 und 13 Jahren einen **Hauslehrer.**

Gewünscht wird eine selbständige, pädagogisch gut ausgebildete Persönlichkeit und gediegener Charakter. Weiteres mündlicher Verabredung überlassend, erbitte ich Bewerbungen mit Zeugnissen.

Dr. Liebe

Heilanstalt Waldhof Elgershausen. Kreis Wetzlar

Sekretär, zuletzt in einem Waisenhause tätig gewesen, sucht anderweitige Stellung in einer Anstalt oder dergleichen. Gefällige Offerten unter **S. S.** an die Expedition erbeten.

Ein **Fräulein** aus gutem Hause, seminaristisch gebildet, wünscht **in französischer Umgebung** in der Schweiz an einem Pensionat oder in einer Familie jungen Mädchen **deutschen Sprachunterricht** zu erteilen; ohne Entgelt; nur gegen freie Wohnung und Verpflegung. Auskünfte erteilt und Anträge erbittet **Evangelisches Pfarramt Troppau** (österr. Schlesien).

Florenz **Deutsch-Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A,** frei und schön gelegen. Trinkgelder abgelöst. **Reinertrag für Zwecke deutsch-evangelischer Wohlfahrtseinrichtungen.** Elektr. Licht, Zentralheizung. Pension von L. 6.— bis 8.—

Venedig **Christ. Hospiz. Campo S. Angelo** Pension 5—6 Lire.

Man verlange

Probenummern

vom Verlag der Christlichen Welt

2 Pfarrstellen

zunächst mit Amtstätigkeit an der Barbarakirche, später eventuell an der Pauluskirche in **Breslau,** sind bald zu besetzen.

Anfangsgehalt 3000 Mk., Höchstgehalt mit 24 Dienstjahren 6600 Mk. und freie Wohnung. Bewerbungen sind bis zum 15. Februar einzureichen an **Pastor Bederke, Breslau VI.**

Besetzung einer Pfarrstelle

An der evangelisch-lutherischen **St. Peterskirche** dahier ist infolge Pensionierung des Herrn Pfarrer Battenberg eine Pfarrstelle durch Wahl der Gemeindeorgane zu besetzen. Bewerbungen — unter Beifügung eines Lebenslaufes und der Zeugnisse über beide theologischen Prüfungen in beglaubigter Abschrift — sind bis zum **15. Februar** an das Königliche Konsistorium dahier z. H. des Herrn Geheimrats **Kayser,** Hohenstaufenstraße 32, einzureichen.

Laut Beschluß der Gemeindekörperschaften kommen nur solche Bewerber in die engere Wahl, die das **40.** Lebensjahr noch nicht vollendet haben.

Das Gehalt steigt von 5 zu 5 Jahren von 3600—4500—6000—6600—7200—8000 Mark; dazu kommt die Amtswohnung, eventuell eine Mietsentschädigung von 1500 Mark.

Zu näheren Mitteilungen ist gerne bereit

Frankfurt am Main, Klettenbergstraße 6, 17. Januar 1912

Der Vorsitzende der Wahlkommission
Prof. Bernhard

St. Petri Dom Bremen

An unserer **St. Petri-Domkirche** ist in Folge Ablebens des Herrn Pastor Sonntag die

Stelle eines Predigers

freisinniger Richtung zu besetzen. Wählbar sind Geistliche evangelisch-lutherischer und evangelisch-unierter Konfession.

Es kommen nur Bewerber in Frage, welche schon selbständige Geistliche sind und etwa die Mitte der dreißiger Jahre noch nicht überschritten haben.

Bewerbungen werden bis zum 18. Februar d. J. an das Bureau der Domkirche, Bremen, Am Dom Nr. 2, erbeten. Von demselben Bureau werden auch die näheren Bedingungen auf Wunsch zugesandt.

Mit der Bewerbung sind einzureichen: eine kurze Uebersicht des Lebenslaufes, die beiden theologischen Prüfungszeugnisse und etwaige Druckschriften, Predigten und dergleichen.

Bremen, im Januar 1912

Die Bauherren der St. Petri-Domkirche
Casp. G. Kulenkampff, verwaltender Bauherr

Pfarrer in Honolulu

Gewünscht **junger, verheirateter Theologe** zum 15. Oktober 1912, als **Pfarrer** der an die Preußische Landeskirche angeschlossenen deutschen (evang.-luth.) Gemeinde zu **Honolulu, Hawaii V. S. A.** Gehalt steigend in fünf Jahren um je 300 Dollar (1 Dollar = Mk. 4.15) von 2400—3600 Dollar. Wohnungsgeldzuschuß 360 Dollar jährlich. Reisegeld für das Ehepaar 600 Dollar; nach fünf Jahren 750 Dollar für die Rückreise oder als Gratifikation. Jährlich 4 Wochen Urlaub. Ausreise spätestens 15. September 1912 über New-York-San-Franzisko. Weitere Auskunft bei der Expedition des Blattes. Bewerbungen mit Lebenslauf, Zeugnisabschriften, Photographie und dem Entwurf einer Osterpredigt (Papiere werden nicht zurückgesandt) eingeschrieben erbeten bis zum 15. März einschließlich als Absendungstermin an den Vorsitzenden

Herrn Consul W. Pfotenhauer, Honolulu.

Pfarrer in Bradford

Die **Pfarrstelle** der deutschen evangelischen Gemeinde zu **Bradford** ist sofort (spätestens Ende März) neu zu besetzen. Gehalt außer freier Wohnung (Gas, Heizung) 3000 Mk. steigend bis zu 3400 Mk. Zuschuß seitens des Ober-Kirchenrates wahrscheinlich. Gemeinde ca. 200 Mitglieder, Kenntnis des Englischen wünschenswert, aber nicht Bedingung.

Anhänger positiverer Richtung bevorzugt. Dieselben wollen Lebenslauf nebst Zeugnisabschriften senden an **J. Fürer,** Pastor, German Church **Bradford** i. Yorks. **England.**

Vikarstelle

Es wird beabsichtigt, den beiden vielbeschäftigten Geistlichen in **Neustadt bei Coburg** zur Hülfeleistung einen **Vikar** beizugeben. Vergütung jährlich 1200 Mark und 150 Mark Wohnungsgeld. Junge Theologen, welche das Examen pro candidatura bestanden haben, wollen sich unter Beifügung ihrer Zeugnisse baldigst bei uns melden.

Coburg, den 23. Januar 1912

Herzoglich Sächsisches Staatsministerium

In der evangelischen Gemeinde Aachen ist eine

Hilfspredigerstelle

mit einem ordinierten oder ordinationsfähigen Kandidaten **sofort** zu besetzen. Jahresgehalt 2700 Mk. Selbständige Arbeit in einem Pfarrbezirk, Leitung des Kindergottesdienstes und des Jugendvereins.

Bewerbungen sind **umgehend** zu richten an den Vorsitzenden des Presbyteriums, **Pfarrer Wolff, Aachen,** Richardstraße 14.

Vikar

für **Pilsen** (deutsch-tschechische Sprachgrenze, gebildete Stadtgemeinde, ausgedehnte Böhmerwalddiaspora) gesucht. Amtsantritt 15. April. Meldungen sofort an **Pfarrer Ernst Nack, Pilsen,** deutsches evangelisches Pfarramt.

Georg D. W. Callwey, München

A. K. T. Tielo,

Klänge aus Litauen

Gedichte. Preis 4 Mark, gebunden 5 Mark.

„Selten habe ich ein Buch mit solcher Freude angezeigt, zumal Gedichte. Und zwar Gedichte von so echter, warmer ursprünglicher Art, daß man mit Frohlocken und Weinen ihnen folgen muß von der ersten bis zur letzten Seite. Wie seltsam berührt es, bei all der überfeinerten wurzellosen, aber wundervoll geschliffenen Verskunst unserer Tage hier eine Stimme sprechen zu hören, schmucklos und einfach, ungesucht und natürlich, unmodern fast und ohne jedes Raffinement, und dennoch reich an allem, was eine Dichterbrust umspannen kann. . . . .“ Königsberger Allgemeine Zeitung

Geschichte der

Alttestamentlichen Religion

kritisch dargestellt von

Eduard König

Dr. phil. u. theol., ord. Prof. u. Geh. Kons.-Rat in Bonn

1912; VIII u. 608 S; Preis 7 Mk., elegant geb. 8 Mk.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Die Töchterheime des **Ev. Diakonievereins Cassel-Wilhelmshöhe,** Lindenstraße und **Cassel-Brasselsberg,** Heime für Töchter gebildeter Stände mit hauswirtschaftlicher Ausbildung und wissenschaftlicher Weiterführung.

Prospekte wie nähere Mitteilungen durch den **Vorstand des Ev. Diakonievereins, Berlin-Zehlendorf, Frl. Elisabeth zu Strohe, Cassel-Wilhelmshöhe** und **Frl. Aug. Muns in Cassel-Wilhelmshöhe am Brasselsberg.**

Thüringer Waldsanatorium

Schwarzeck

bei Blankenburg - Schwarzatal

Winterkuren — Sommerkuren

für physikal.-diätetische Therapie. Bes. San.-Rat Dr. Wiedeburg. 5 Ärzte. Sonderabteilg.: Für Nervenkrankheiten. Für Magen-, Darm-, Stoffwechselkrankheiten. Für Herz-, Frauen- u. chronische Krankheiten. Für Abhärtung u. Erholung. Ausgeschlossen Geisteskranke Tuberkulöse. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekt kostenlos.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.

Hierzu als Beilage ein Prospekt der Geschäftsstelle des Kosmos in Stuttgart (Was ist der Kosmos und was bietet er?)